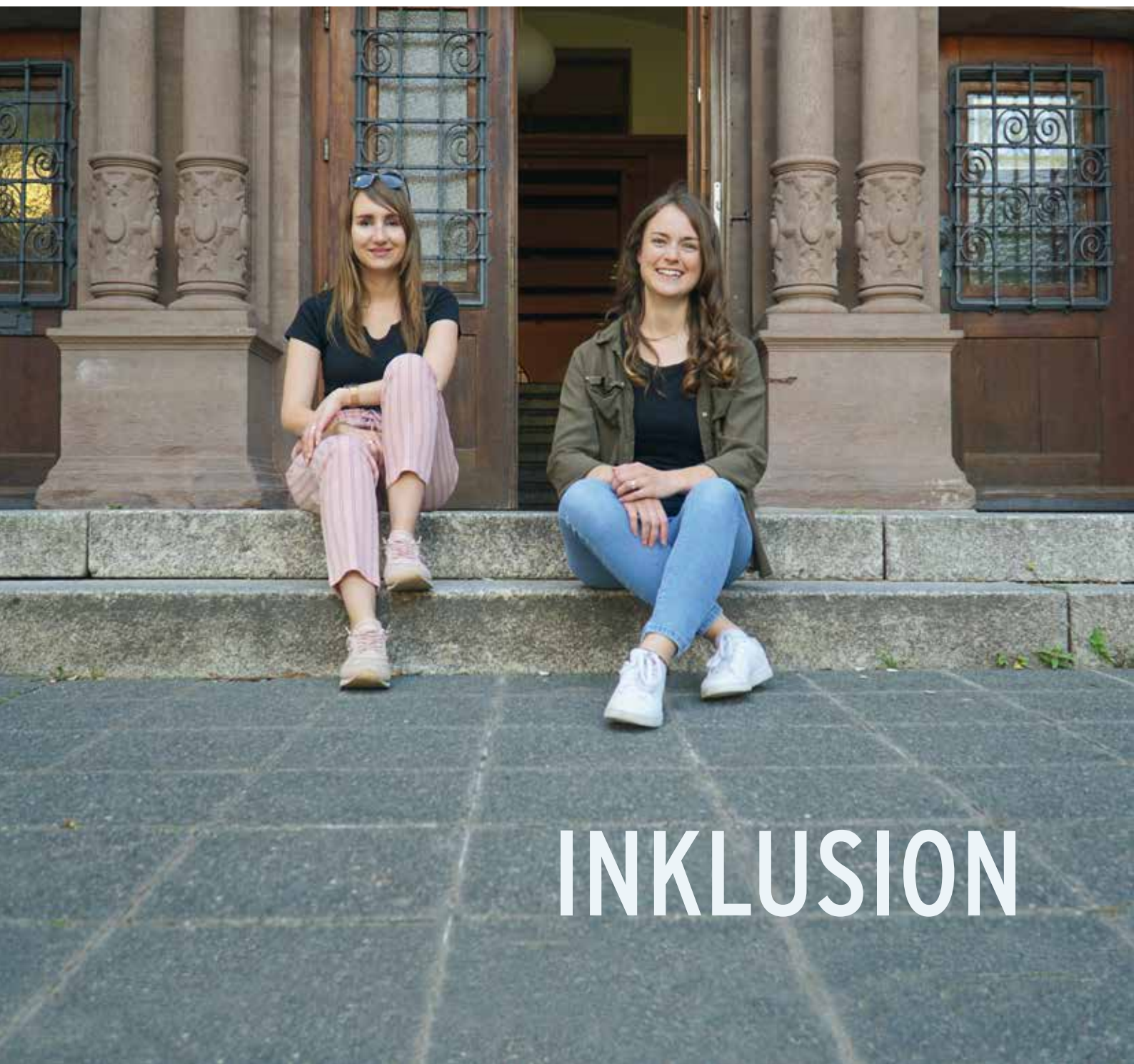


daktylos

Herbst 2020 · 25. Jahrgang



INKLUSION

0,- Euro Girokonto¹ für Berufsstarter im öffentlichen Dienst



Jetzt informieren

BBBank eG
Filialen
Bismarckstraße 17
69115 Heidelberg
Dossenheimer Landstraße 36
69121 Heidelberg-Handschuhsheim



www.bbbank.de/termin

50,-^{Euro}
Startbonus!²



daktylos

BILDUNGSWISSENSCHAFTLICHES MAGAZIN
DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULE HEIDELBERG

INKLUSION

HERBST 2020





Inhalt

INKLUSION



Editorial «

Liebe Leserinnen und Leser,

auf dem Titelbild des **daktylos** 2020 begrüßen Sie Ines Matic (links) und Katharina Vollrodt. Sie studieren erfolgreich Lehramt Sonderpädagogik, haben als Tutorinnen wertvolle Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb gesammelt und zudem gute Freundschaften in der Hochschule geschlossen. Der Titel spielt auf ihre „unsichtbaren Behinderungen“ an: Ines ist hochgradig sehbehindert und Katharina nahezu taub. Persönliche und institutionelle Unterstützung sowie technische Hilfsmittel wie das auf dem Foto der ersten Seite sichtbare Cochlea-Implantat erleichtern das Studium, doch dass Inklusion weder in Hochschule noch im gesellschaftlichen Leben vollends erreicht ist, darüber wissen sie viel zu berichten. Getreu dem Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonvention „Nichts über uns ohne uns!“ haben sie sich Zeit für ein ausführliches Gespräch mit der **daktylos**-Redaktion genommen.

Wie sehr Inklusion, das Schwerpunktthema der vorliegenden Ausgabe, in der Pädagogischen Hochschule Heidelberg als Profilvermerkmal verankert ist, demonstriert die Gründung des Annelie-Wellensiek-Zentrums für Inklusive Bildung. In der neuen wissenschaftlichen Einrichtung werden Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung zu festen Mitgliedern der Hochschule und übernehmen Aufgaben in der Lehre. Sie haben eine Qualifikation

zur Bildungsfachkraft absolviert und geben Studierenden fortan unmittelbare Einblicke in die Lebenswelt von Menschen mit Behinderung. Das ist ein Novum in der nationalen wie internationalen Hochschullandschaft – das Zentrum wird mit Förderung des baden-württembergischen Wissenschaftsministeriums im Herbst 2020 seine Arbeit aufnehmen.

Wie viel wissenschaftliches Know-how in Sachen „Bildung für alle“ die Hochschule aufzuweisen hat und wie gleichermaßen umfassend sowie differenziert der Inklusionsbegriff hier mit Leben gefüllt wird, davon zeugen die Forschungsprojekte, Ansätze in der Lehre sowie die Maßnahmen zum Wissenstransfer, die in diesem **daktylos** vorgestellt werden.

An der einen oder anderen Stelle werden auch die Herausforderungen sichtbar, die uns die Corona-Pandemie auferlegt, sicherlich weit über den jetzigen Zeitpunkt hinaus. Vielleicht ist das gerade ein besonders gutes Moment, im 25. Jahr des **daktylos** einmal innezuhalten, seine Entwicklungsphasen zu reflektieren und insbesondere die Menschen zu würdigen, die das bildungswissenschaftliche Magazin geprägt haben.

Viel Freude beim Entdecken,
Birgitta Hohenester-Pongratz

INTRO

- 5 EDITORIAL
- 6 INKLUSION: ZIELE UND WEGE
Markantes Profilelement der ganzen Hochschule
- STUDIUM UND LEHRE**
- 8 GEMEINSAM GROSSES ERREICHEN
Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung gegründet
- 12 NICHT ÜBER UNS - OHNE UNS!
Zwei Studentinnen mit Behinderung im Gespräch über Studium und Hochschulleben
- 16 GEWÄCHSE DER SEELE
„Kunst & Inklusion“: Interdisziplinäres Seminar von Menschen mit Behinderung und Studierenden
- 19 BERUFSZIEL SONDERPÄDAGOGIK
Überblick: Sonderpädagogikstudium an der Hochschule

FORSCHUNG UND NACHWUCHSQUALIFIKATION

- 20 „DER BLICK RICHTET SICH WENIG AUF DAS PSYCHISCHE WOHLBEFINDEN DER KINDER“
Interview mit Professor Dr. Klaus Sarimski
- 22 BRAILLESCHRIFT IST GRUNDLEGENDE FÜR BILDUNG UND INTEGRATION
Ergebnisse des internationalen Kooperationsprojekts „Zukunft der Brailleschrift“
- 24 WENN DIE HÄNDE ZU AUGEN, OHREN UND STIMME WERDEN
Pionierarbeit in der Taubblindenpädagogik

- 26 WELCHE SPRACHE SPRICHT MEIN KIND?
Projekt „Gemeinsam zur Sprache“ zeigt, wie Kleinkinder mehrere Sprachen gut erlernen
- 28 HÄ? DAS VERSTEHE ICH NICHT!
Erkennen und Therapie von Kindern mit Sprachentwicklungsstörungen
- 30 INKLUSION UND DIGITALISIERUNG
Moderne Technik für mehr Lebensqualität von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung
- 32 GEDANKEN ZUR ETHIK
Herausforderungen im Forschungskontext
- 33 UNTERSTÜTZUNG IN DER CORONA-PANDEMIE
Kinder und Jugendliche mit Behinderung

TRANSFER

- 34 DAS HEIDELBERGER SCHLOSS TAKTIL ENTDECKEN
Geführte Touren und Reliefmodelle ermöglichen neue Zugänge für Blinde und Sehbehinderte
- 36 TREFFEN AM TIERGEHEGE
Ein neues Projekt untersucht den Zoo als inklusiven Lernort
- 38 IMMER POSITIV BLEIBEN
Projekt „Wild aufs Lernen“: Ein neuer Blick auf Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten
- 40 FIT FÜR DEN SCHULALLTAG
Beratungsstelle LRS und Dyskalkulie an der Hochschule
- 43 SCHÜLER HELFEN SCHÜLERN!
Qualifikation von interkulturellen Tutoren mit der Internationalen Gesamtschule Heidelberg

- 44 EINE KOOPERATION, DIE WEITERBILDET
Kontaktstudienangebote in der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik

AUS HOCHSCHULE UND UMFELD

- 46 3 FRAGEN AN ...
... Personalratsvorsitzende Manuela Pollok zur Situation von Mitarbeitenden mit Schwerbehinderung
- 47 WIR LEBEN INKLUSION
daktylos-Druckerei Textdat-Service arbeitet mit Menschen mit Behinderungen
- 48 25 JAHRE **daktylos**
Ein Blick auf Menschen, Inhalte und Strukturen
- 18 IMPRESSUM





VOM AUSGANGSPUNKT EINER UMFASSENDEN SONDERPÄDAGOGISCHEN EXPERTISE HAT SICH DAS THEMA INKLUSION ZU EINEM MARKANTEN PROFILELEMENT DER GANZEN HOCHSCHULE ENTWICKELT. DER INKLUSIONSBEGRIFF BESCHRÄNKT SICH DABEI NICHT AUF DEN UMGANG MIT BEEINTRÄCHTIGUNGEN UND BEHINDERUNGEN, SONDERN SCHLIESST WEITERE FELDER EIN.

TEXT HANS-WERNER HUNEKE

25 Jahre **daktylos** – welcher Themenschwerpunkt ist so umfassend, dass er sich für die Geburtstagsausgabe eines bildungswissenschaftlichen Magazins eignet? Das Thema Inklusion bietet sich für die Pädagogische Hochschule Heidelberg in besonderem Maß an, denn es geht dabei um eine Aufgabe für die ganze Hochschule. In Forschung, Lehre und Wissenstransfer ist Inklusion zu einem zentralen und intensiv diskutierten Schwerpunkt, zu einem Erfahrungs- und Expertisefeld in allen Fächern und Bereichen der Hochschule geworden. Das Verständnis von diesem Aufgabenfeld und auch die unterschiedlichen Konzepte und Konzeptionen wurden in den letzten Jahren und Jahrzehnten beständig diskutiert und zu einem besonders markanten Profilelement der Hochschule weiterentwickelt. Es ist ein Themenfeld, zu dem – wen würde das wundern? – durch vielfältige Perspektiven entwickelt wurden.

AUSGANGSPUNKT: SONDERPÄDAGOGISCHE EXPERTISE

Ein zentraler Ausgangspunkt der Diskussion zum Thema Inklusion ist die sonderpädagogische Expertise der Hochschule. Heidelberg ist einer von nur zwei Standorten in Baden-Württemberg, an dem zu den sonderpädagogischen Fachrichtungen geforscht wird und an denen Sonderpädagoginnen und

Sonderpädagogen ausgebildet werden. Diese Arbeit strahlt weit über das Bundesland hinaus aus, sie macht es aber auch für die anderen Fächer und Arbeitsgebiete leicht, innerhalb der eigenen Hochschule Ansprechpartner zu finden und Kooperationsideen umzusetzen.

Nachdem Deutschland im Jahr 2009 die Behindertenrechtskonvention ratifiziert hat, wurde die Diskussion um inklusive Bildung, insbesondere um eine inklusive Schule und auch um eine auf Inklusion ausgerichtete Sonderpädagogik intensiviert. Daran hat sich die Pädagogische Hochschule Heidelberg aktiv beteiligt und Inklusion ist heute ein verbindlicher Bestandteil aller lehramtsbezogenen Studiengänge, sowohl in Form eines eigenständigen Moduls als auch als Querschnittselement in den Bildungswissenschaften sowie in den Unterrichtsfächern. Heidelberg hat aber darauf verzichtet, den Weg mancher anderer Universitäten zu gehen und die Sonderpädagogik mit ihren Fachrichtungen in „Inklusionspädagogik“ umzuwandeln oder umzubenennen. Wir sind der Überzeugung, dass gerade die Suche nach wegweisenden Konzeptionen für inklusive Bildung auf sonderpädagogische Expertise und auch auf fachrichtungsspezifische Forschung angewiesen ist. Mit dem Aufbau der Professur für Taubblinden-/Hörsehbehindertenpädagogik, zunächst als

Stiftungsprofessur realisiert, hat die Hochschule diesen Weg auch strukturell konsequent fortgesetzt. Mit der Gründung des Annelie-Wellensiek-Zentrums für Inklusive Bildung, das zum Wintersemester 2020/21 seine Arbeit aufnimmt, schafft sie eine weit über die Landesgrenzen hinaus beispielhafte Einrichtung, die es erstmals ermöglichen wird, dass zu Bildungsfachkräften qualifizierte Betroffene ihre Sicht unmittelbar und aktiv in die Hochschullehre einbringen.

VIELFALT UND DIFFERENZ

Der Inklusionsbegriff der Hochschule beschränkt sich aber nicht auf das Verständnis von und den Umgang mit Beeinträchtigungen und den Behinderungen, die sich oftmals daraus ergeben. Er wurde auf weitere Felder ausgeweitet und schließt heute interkulturelle und ethnische Vielfalt ebenso ein wie die in Familien und im Gemeinwesen verankerte Mehrsprachigkeit, soziale und soziokulturelle Ungleichheit, Gender und die Konstruktion von geschlechtsbezogenen Rollen, die Begegnung von Religionen, Konfessionen und Weltanschauungen sowie den Blick auf die gesamte Lebensspanne von der frühkindlichen Entwicklung und Bildung bis ins Alter.

Dies wird in dem besonders breiten Angebot an Erweiterungsfächern, Studienprofilen, Kontaktstudien und Zusatzqualifikationen deutlich, das die Hochschule ihren Studierenden und der interessierten Öffentlichkeit macht. Dazu zählen die Studienangebote zu „Taubblinden-/Hörsehbehindertenpädagogik“, „Low Vision in pädagogischen Arbeitsfeldern“, die Studienprofile „Inklusion in sonderpädagogischen Handlungsfeldern: Wohnen, Arbeiten, Freizeit“ und „Alter, Bildung, Digitalisierung“ im Masterstudiengang Bildungswissenschaften, „Interkulturelle Lernbegleitung“, „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“, ein Studienprofil „Deutsch als Zweitsprache“ im Lehramtsstudium Deutsch, „Interreligiöses Begegnungslernen“, „Global Citizen“, „Inklusive Pädagogik bei Schülerinnen und Schülern mit Blindheit oder Sehbehinderung“. Alle diese Angebote schlagen Brücken zwischen fachlicher Expertise und der Weiterentwicklung von Konzepten inklusiver Bildung.

Diese facettenreiche Praxis von Forschung, Lehre und Transfer verweist auf das breite und sicherlich nicht einheitliche, eben vielfältige Verständnis von Inklusion an der Hochschule. Die Diskussion um den Begriff schloss und schließt in vielen Zusammenhängen an den Begriff der Integration an. Beiden ist gemeinsam, dass Differenz

und Diversität reflektiert werden. Dazu müssen die Merkmale von Diversität auch benannt und erforscht werden. Beiden Begriffen ist als Zielvorstellung gemeinsam, dass Diskriminierung im Sinne einer Verweigerung oder Einschränkung von gesellschaftlicher Teilhabe und insbesondere von Teilhabe an Bildung aufgedeckt und vermieden oder reduziert werden. Wer von Integration spricht, geht jedoch von der Vorstellung eines Normalzustandes und damit oft einer Norm aus. Integration wird dann schnell mit der Erwartung von Assimilation verknüpft. Der Begriff der Inklusion schlägt dagegen vor, Diversität als Vielfalt zu verstehen und wertzuschätzen. Das kann durchaus zur Herausforderung werden, ist aber ein Kernelement von Bildung.

NACHHALTIGKEITSZIEL NR. 4: BILDUNG FÜR ALLE

Im Senatssaal der Hochschule liegt ein roter Schaumstoffwürfel, der als Sitzhocker ausgeführt ist. Es ist einer von 17 Würfeln, jeder steht für eines der 17 Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen. Der Würfel im Senatssaal ist der zum vierten Ziel, in der amtlichen Übersetzung: „Bildung für alle – inklusive, gerechte und hochwertige Bildung gewährleisten und Möglichkeiten des lebenslangen Lernens für alle fördern“. Der Würfel verweist auf die Kernaufgabe der Pädagogischen Hochschule als bildungswissenschaftliche Hochschule universitären Profils, die Bildung, stellt sie in den Kontext von Inklusion und gibt damit ein sehr anspruchsvolles Programm vor. Hat die Hochschule dieses Ziel bereits erreicht, ist sie eine inklusive Hochschule? Nein, sicher nicht – aber sie ist auf einem guten Weg dorthin. Das belegen die vielen Beispiele in der vorliegenden Jubiläumsausgabe des **daktylos**. Und wenn es zutrifft, dass Kunst ein Vorschein der Zukunft sein kann, dann passt hierher ein Satz aus dem Beitrag zum Projekt „Gewächse der Seele. Kunst & Inklusion“ in diesem Heft: „Die Inklusion steht dabei nicht im Zentrum [...], sondern die Kunst, der man sich aus unterschiedlichen Perspektiven nähert.“



DR. HANS-WERNER HUNEKE,
Professor für deutsche Sprache und
ihre Didaktik, ist seit 2015 Rektor der
Hochschule.



GEMEINSAM GROSSES ERREICHEN

EIN NOVUM:

Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung werden zu festen Mitgliedern der Hochschule und übernehmen Aufgaben in der Lehre. Ein Blick auf den langen Weg hin zum Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung.

TEXT VERENA LOOS

„Diversität als Ressource und Gewinn“. Das war ein Leitbild von Professorin Dr. Annelie Wellensiek. Die 2015 verstorbene Rektorin der Pädagogischen Hochschule Heidelberg war der Überzeugung, dass alle Menschen das Recht auf Bildung und Teilhabe an der Gesellschaft haben. Bildung wiederum bedeutete für sie, sich nicht voneinander abzugrenzen, sondern durch die Verschiedenheit voneinander zu lernen, im Austausch neue Antworten zu finden und dadurch auch Bewährtes loszulassen, um Besseres zu schaffen. Damit Bildung zu einem Gewinn werden kann, „braucht es neben dem Bewusstsein, dass man zusammenarbeitet, auch Formen der Zusammenarbeit, die man weiterentwickelt und in die man neue Mitwirkende integrieren kann“, sagte sie in ihrer Rede zur Amtseinführung.

Heute, lange nach dem Amtsantritt Wellensieks und fünf Jahre nach ihrem Tod, nimmt die Pädagogische Hochschule Heidelberg weitere Mitwirkende in ihre Reihen auf und erinnert gleichzeitig an ihre ehemalige Rektorin: Am Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung (AW-ZIB) werden ab November 2020 Menschen eingestellt, die als kognitiv beeinträchtigt gelten und vorab eine Qualifizierung zu Bildungsfachkräften erfolgreich durchlaufen haben - sozialversicherungspflichtig, in Vollzeit und unbefristet. Das Neue dabei: Die Bildungsfachkräfte werden zu festen Mitgliedern der Hochschule und geben Einblicke in die Lebenswelten sowie Inklusions- und Exklusionserfahrungen von Menschen mit Behinderung. Im Bildungsbereich ist das AW-ZIB in seiner direkten Verortung als wissenschaftliche Einrichtung und Inklusionsabteilung an einer Hochschule ein absolutes Novum - national wie international.

ZURÜCK AUF ANFANG

Zwar werden Menschen mit Behinderungen regelmäßig beispielsweise in Lehrveranstaltungen eingeladen, ganz im Sinne Wellensieks lässt das Zentrum jedoch Bewährtes los, um Besseres zu schaffen. Der Weg dahin war lang und häufig mühsam, reflektiert Stephan Friebe. Friebe ist als Dozent für Psychologie und Didaktik an der Fachschule für Sozialwesen der Johannes-Diakonie Mosbach tätig: „In meine Lehre habe ich sporadisch immer wieder Menschen mit Behinderungen eingebunden. Es fehlte aber ein systematisches Konzept dazu und auch die Rahmenbedingungen für die Erfahrungsexperten waren aus meiner Sicht sehr unzureichend. Daran wollte ich etwas ändern.“

Er beginnt, ein Curriculum für die systematische Einbindung von Erfahrungsexperten zu entwickeln und stößt dabei auf das Projekt „Inklusive Bildung“. Dieses wurde 2013 von der Kieler Stiftung Drachensee ins Leben gerufen und verfolgt seitdem das Ziel, Menschen, die als kognitiv beeinträchtigt gelten, zu Expertinnen und Experten in eigener Sache zu qualifizieren. „Wir, das heißt Dr. Jan Wulf-Schnabel, sein Team und ich, haben schnell gemerkt, dass wir am gleichen Strang ziehen und gemeinsam Großes erreichen können“, berichtet Friebe. Und so wird die Johannes-Diakonie 2017 der erste Kooperationspartner außerhalb von Schleswig-Holstein: Mit Unterstützung der Dieter Schwarz Stiftung durchlaufen seitdem sechs Menschen mit sogenannter kognitiver Beeinträchtigung in Baden-Württemberg eine dreijährige Vollzeit-Qualifizierung. Sie lernen dabei, anderen ihre Lebenswelten, Bedarfe und spezifischen Sichtweisen als Menschen mit Behinderungen kompetent zu vermitteln.

Für Thorsten Lihl, der als angehende Bildungsfachkraft an der Qualifizierung teilnimmt, erfüllt sich ein Lebens Traum: „Ich habe rund zwanzig Jahre in Werkstätten gearbeitet und war dort unterfordert. Durch das Projekt ‚Inklusive Bildung‘ kann ich zeigen, was in mir steckt. Das ist zwar auch anstrengend, jetzt weiß ich aber, warum ich abends müde bin. Das erfüllt mich und macht mich glücklich.“ Das bestätigt auch Helmuth Pflantzer, der ebenfalls Teil des Projekts ist: „Natürlich habe ich jetzt weniger Zeit für Freunde, aber das ist Ordnung - ich weiß ja, warum das so ist.“ Beide erleben positive Veränderungen. Zum einen reagiert ihr Umfeld anders auf sie: „Wenn ich von meiner Qualifizierung zur Bildungsfachkraft erzähle, werden die Leute plötzlich aufmerksam und interessieren sich für mich und meine Arbeit. Das tut natürlich gut“, freut sich Pflantzer. Zum anderen haben sie selbst sich verändert, wie Lihl berichtet: „Ich bin nun seltener krank. Ich drücke mich anders aus, bin selbstbewusster geworden und stehe mehr für mich ein.“ „Genau aus dem Grund ist die Qualifizierung so wertvoll“, meint Projektkoordinatorin Nina Rudolph. „Bildung ist ein Menschenrecht und Voraussetzung dafür, dass man sich für sich und seine Rechte einsetzen kann. Über diese Fähigkeit verfügen die sechs Bildungsfachkräfte nun und beweisen immer wieder, was in ihnen steckt.“

EINBINDUNG IN DIE LEHRE

Ihr Potenzial zeigen sie seit dem Sommersemester 2018 auch an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, wo sie seitdem mit Studierenden ihre Exklusions- und Inklusionserfahrungen



thematisieren. Zustande gekommen ist der Kontakt wieder über das Netzwerk von Stephan Friebe: Über gemeinsame Projekte kennt er Professorin Dr. Karin Terfloth, die am Institut für Sonderpädagogik lehrt und forscht, und spricht sie auf das Projekt an. Die Professorin für Inklusionspädagogik erinnert sich: „Sowohl wir im Fachbereich als auch das Rektorat waren von der Idee begeistert, knüpft sie doch nahtlos an unsere Zielperspektive an, erfolgreiche Bildungsverläufe für alle zu ermöglichen. Unsere Lehramtsstudierenden wurden zu diesem Zeitpunkt zwar alle bereits in inklusionspädagogischen und -didaktischen Grundlagen ausgebildet. In den direkten Kontakt mit Menschen mit Behinderung sind sie jedoch meist erst durch die obligatorischen Praktika oder sogar erst in der Arbeitswelt gekommen.“

Dass Menschen mit Behinderungserfahrung den Studierenden selbst aufzeigen, was Inklusion in der Praxis heißt, war für uns ein folgerichtiger Schritt.“

PERSPEKTIVEN SCHAFFEN

Die Hochschule unterstützt zudem das Ziel, den Bildungsfachkräften eine Zukunftsperspektive in Form eines sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatzes zu bieten. Hierzu suchen Friebe und

Am Ende sagen elf davon ihre Unterstützung zu und melden ihren Bedarf an inklusiver Bildung beim Wissenschaftsministerium an.

STOLZ UND GLÜCKLICH

Dieses gibt am 9. Januar 2020 bekannt, dass das Land Baden-Württemberg den Bildungsfachkräften dauerhafte Arbeitsplätze zusichert. „Das war wie ein Sechser im Lotto“, sagt Lihl. „Ich habe lange und hart dafür gearbeitet, einen Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt zu erhalten. Für mich wäre es ein Schlag gewesen, hätte ich zurück in die Werkstatt gemusst. Jetzt bin ich einfach nur stolz und glücklich.“ Auch für Pflantzer wäre der Weg zurück in die Werkstatt keine Option gewesen: „Das hätte nicht mehr funktioniert. Umso mehr freue ich mich, dass wir in Zukunft bei Bildungsfragen mitreden und Veränderungen anstoßen können. Wer weiß, wie meine Schullaufbahn verlaufen wäre, hätte es damals bereits Bildungsfachkräfte wie jetzt uns gegeben.“

sein Team das Gespräch mit der Politik, der Verwaltung sowie Eingliederungshelferträgern. „Uns war wichtig, dass die Menschen nicht nur auf dem Papier über unser Konzept lesen, sondern vor Ort erleben, welches Potenzial in Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung steckt und welche positive Wirkung inklusive Bildung haben kann“, erklärt der Projektleiter.

Zu den ersten Besuchern gehört die baden-württembergische Wissenschaftsministerin Theresia Bauer: Bereits Anfang 2018 tauscht sie sich mit den angehenden Bildungsfachkräften aus und lobt den innovativen Ansatz. Es folgen zahlreiche Gespräche unter anderem mit Sozialminister Manne Lucha und der Landesbehindertenbeauftragten Stephanie Aeffner. „Sie alle waren begeistert. Es war aber auch schnell klar, dass wir für eine politische Entscheidung ein tragfähiges Konzept brauchen, das den tatsächlichen Bedarf an unserer Bildungsarbeit aufzeigt“, so Friebe. Also nutzt er wieder sein Netzwerk und spricht mit seinem Team weitere Hochschulen an.

Dem stimmt auch Wissenschaftsministerin Bauer zu, die anlässlich der Bekanntgabe sagt, sie sei zutiefst davon überzeugt, dass das Projekt ein hervorragendes Vorhaben ist und dass das geplante Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung große Strahlkraft entwickeln wird. Deshalb hat sie sich mit der Grünen Fraktion im Landtag für die Förderung des Zentrums durch Verortung von Mitteln und Stellen im Staatshaushalt stark gemacht. Zur Unterstützung des Themas wurde im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst zudem die Geschäftsstelle „Inklusive Bildung“ eingerichtet.

Lihl, Pflantzer sowie die anderen Bildungsfachkräfte werden ihre Arbeit im November an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg antreten. Deren Senat hatte Ende Januar die Einrichtung des Annelie-Wellensiek-Zentrums für Inklusive Bildung beschlossen, das im Oktober 2020 eröffnet wird: „Inklusive Bildung konsequent und nachhaltig umzusetzen, das ist ein wichtiges Ziel unserer Hoch-

schule. Es war daher folgerichtig, die Qualifizierung der baden-württembergischen Bildungsfachkräfte von Anfang an zu begleiten“, erläutert Rektor Professor Dr. Hans-Werner Huneke anlässlich der Senatsentscheidung. „Mit dem AW-ZIB schaffen wir nun die Struktur, um die Arbeitsplätze der Bildungsfachkräfte über ihre Qualifizierung hinaus zu sichern und den Transfer der Bildungsangebote ins Land zu ermöglichen.“

SICHTBARER BESTANDTEIL

Das stellt die Hochschule vor neue Herausforderungen, wie Professorin Terfloth berichtet, die das Zentrum gemeinsam mit Professorin Dr. Vera Heyl leiten wird: „Wir mussten zunächst einige Formalia zur Anstellung der neuen Kolleginnen und Kollegen klären. Als das gelöst war, ging es mit den Arbeitsverträgen weiter: Das sind juristische Dokumente, die nicht einfach geändert werden können; gleichwohl müssen die angehenden Bildungsfachkräfte natürlich verstehen, was sie da unterzeichnen. Wir haben die Verträge sowie grundlegende Begriffe daher zusammen mit unserer Personalabteilung in Leichte Sprache übersetzt.“

Zusammen mit dem für die Hochschule zuständigen Bauamt sowie mit Unterstützung durch die Abteilung Technik & Bau wurden zudem Umbaumaßnahmen geplant bzw. umgesetzt, um das denkmalgeschützte Gebäude barrierefrei zu gestalten: „Das AW-ZIB wird zukünftig im ebenerdigen Untergeschoss des Altbaus zu finden sein. Aus den bislang zwei Räumen werden vier, die alle mit einer behindertengerechten Möblierung ausgestattet werden. Darüber hinaus werden die Türen erweitert, damit sie auch von Personen im Rollstuhl problemlos genutzt werden können, und die Barrierefreiheit der Toiletten im Untergeschoss wird weiter verbessert“, informiert Heyl.

Weitere grundlegende Entscheidungen wollen Heyl und Terfloth nur zusammen mit den Bildungsfachkräften treffen: „Uns ist wichtig, die Hochschule gemeinsam zu gestalten! Das Zentrum soll keine Insel sein, sondern sichtbarer Bestandteil unserer Hochschule; dazu wird sich einiges verändern müssen. Wir wollen uns dabei aber an dem Grundsatz der Bildungs-



fachkräfte - ‚Nichts über uns ohne uns!‘ - orientieren, partizipativ arbeiten und ab Herbst 2020 gemeinsam einen Schritt nach dem anderen gehen.“ Die Bildungsfachkräfte begrüßen dies: „Dass wir bereits in die Umbauarbeiten eingebunden wurden, hat uns viel bedeutet. Ich wünsche mir, dass wir auch weiterhin in alle für uns wichtigen Entscheidungen eingebunden werden“, sagt Pflantzer. Und Lihl ergänzt: „Die Zusammenarbeit wird für uns alle spannend und wir können alle voneinander profitieren.“

GEMEINSAM NEUE ERKENNTNISSE GEWINNEN

Dies gilt auch für die am Zentrum angesiedelte Forschungsarbeit, für die eine Juniorprofessur sowie zunächst zwei Promotionsstellen geschaffen wurden: „Es erscheint uns thematisch nur konsequent, die Forschungsvorhaben partizipativ auszurichten und die Bildungsfachkräfte an geeigneten Stellen aktiv zu beteiligen. Diese erweitern ihre Kompetenzen und wir Forschenden erhalten vertiefte Einblicke in ihre subjektive Perspektive“, so Heyl.

Besonders naheliegend erscheint hierfür die Forschung zur Wirkung der Bildungsarbeit. So haben zwar Studien bereits gezeigt, dass Studierende, die Lehrveranstaltungen mit inklusionsspezifischen Themenschwerpunkten besuchen, später zum Beispiel einer inklusiven Schule offener gegenüberstehen. „Bislang kaum wissenschaftlich untersucht ist jedoch die Wirksamkeit von Lehrveranstaltungen unter Einbezug von qualifizierten Bildungsfachkräften mit kognitiver Beeinträchtigung. Wir wollen daher zum Beispiel der Frage nachgehen, wie sich die Kompetenzen der Studierenden im Umgang mit Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung durch die Bildungsarbeit verändern, aber auch wie die Bildungsarbeit etwa das subjektive Wohlbefinden der Bildungsfachkräfte beeinflusst“, erklärt Heyl.

Auch die Bildungsangebote selbst sollen evaluiert und anschließend weiterentwickelt werden. „Dabei erforschen wir strukturelle und interaktionale Gelingensbedingungen für eine diversitätssensible Gestaltung der Lehre“, so Terfloth. Demnach soll beispielsweise untersucht werden, wie sich die fachliche Kommunikation zwischen den Studierenden und den Bildungsfachkräften gestaltet oder welche strukturellen Veränderungen sich in der Organisation Hochschule zeigen. Die Bildungsfachkräfte sollen ferner in die Evaluation und Weiterentwicklung der Qualifizierung zu Experten in eigener Sache eingebunden werden. Dazu gehört auch die systematische Erhebung des Bedarfs

an Bildungsangeboten als Voraussetzung für die Implementierung weiterer Qualifizierungsdurchgänge: „Uns interessiert zunächst, an welchen Institutionen und in welchem Umfang Bedarf an den Angeboten von Bildungsfachkräften besteht. Im Anschluss gilt es zu untersuchen, ob und wie weitere Qualifizierungsdurchgänge umgesetzt werden und inwiefern die Bildungsfachkräfte des AW-ZIB mit ihren Erfahrungen darin eingebunden werden können“, berichtet Heyl.

GELEBTE INKLUSION FÖRDERN

Das Interesse insbesondere auf Seite der Personen mit Beeinträchtigung und ihrer Familien hieran ist groß, da es auch rund 15 Jahre nach Unterzeichnung der Behindertenrechtskonvention noch häufig an tragfähigen Lösungen fehlt, wie Inklusion umgesetzt werden kann. „Mit dem AW-ZIB ist daher auch das Ziel verbunden, die Auseinandersetzung mit dem Thema zu befördern. Hierzu soll ein Netzwerk aus Fach- und Hochschulen, Politik, Verwaltung und Selbstvertretungsverbänden aufgebaut werden“, erklärt Terfloth. In diesem Zusammenhang kann Friebe der aktuellen Corona-Pandemie sogar etwas Positives abgewinnen: „Die angehenden Bildungsfachkräfte haben die Herausforderungen angenommen, die sich durch die notwendigen Kontakteinschränkungen ergeben haben! Sie haben gelernt, Online-Kurse durchzuführen. Damit lässt sich die Reichweite ihrer Bildungsveranstaltungen deutlich vergrößern. So können nun auch Hochschulen beispielsweise in Stuttgart, Freiburg oder Konstanz das Angebot nutzen.“

VIELFALT GEWINNT

Unterstützt wird das Zentrum nicht nur vom Land Baden-Württemberg, auch die Familie von Annelie Wellensiek steht hinter dem Vorhaben: „Meine Frau war eine engagierte Kämpferin für Bildungsgerechtigkeit und eine stete Netzwerkerin. Sie hat Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wahrgenommen und Diversität nicht als Problem gesehen, sondern vielmehr als Chance für gelingende Bildungsprozesse. Ein Zentrum, das dafür einsteht, durch die Verschiedenheit voneinander zu lernen und sich dadurch gemeinsam weiterzuentwickeln, wäre ganz im Sinne von Annelie gewesen“, sagt Dr. Jobst Wellensiek abschließend.



NICHTS ÜBER UNS OHNE UNS!

Wie gestalten sich Studium und Hochschulleben für Studierende mit Behinderung? Katharina Vollrodt hat eine Hörbehinderung und Ines Matic ist hochgradig sehbehindert. Die beiden haben Birgitta Hohenester-Pongratz und Sarah Dörfler von der **daktylos**-Redaktion aus ihrem Hochschulalltag berichtet.



INES MATIC UND KATHARINA VOLLRODT (VON LINKS)

Hallo Katharina, hallo Ines, wir freuen uns, dass unser Gespräch trotz Corona „live“ stattfinden kann. Hier auf dem Campus der Hochschule haben wir ausreichend Platz im Freien, um uns mit dem nötigen Abstand zu unterhalten. Stellt Euch bitte kurz vor.

Katharina: Ich studiere Sonderpädagogik mit den Fachrichtungen Hören und Lernen sowie Deutsch als Hauptfach und befinde mich in meinem 11. Fachsemester. Außerdem habe ich eine Ausbildung als Erzieherin. Ich bin an Taubheit grenzend schwerhörig und trage beidseitig ein Cochlea-Implantat (CI), also eine Innenohrprothese.

Ines: Ich studiere seit Oktober 2015 an der Hochschule und bin jetzt im Masterstudium Sonderpädagogik eingeschrieben mit den beiden Fachrichtungen Lernen bei Blindheit und Sehbehinderung und Geistige Entwicklung sowie meinem Hauptfach Politikwissenschaften. Ich habe eine hochgradige Sehbehinderung.

Wie ist Euer Leben als Studierende und wie läuft ein typischer Tag an der Hochschule ab?

Ines: Ich fahre mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zur Hochschule; immer im Gepäck dabei sind mein Laptop und mein Smartphone. Denn das sind für mich als Sehbehinderte unentbehrliche Hilfsmittel im Studium: Folien etwa, die im Seminar bearbeitet und diskutiert werden, kann ich nur lesen, wenn ich sie auf meinem Laptopbildschirm vergrößere. In der Bibliothek nutze ich das Smartphone als Lupe, um Titel und Signaturen lesen zu können oder um den QR-Code eines Buches zu scannen. Meistens unterstützt mich hier aber eine Studienfreundin, indem sie die Literatur zusammen mit mir herausucht. Das ist eine große Entlastung für mich und geht viel schneller. Ganz wichtig sind außerdem Routinen und feste Strukturen im Studienalltag, denn die geben mir Sicherheit und Orientierung. Beispielsweise sind feste Treffpunkte mit Kommilitoninnen und Kommilitonen wichtig, damit ich niemanden verfehle. So sitze ich in den Seminarräumen meistens auf dem gleichen Platz. Auch in der Mensa ist mir ein fester Treffpunkt wichtig, um meine

Kommilitonen zu finden. Ansonsten bin ich verloren: Zwischen den Veranstaltungen sind so viele Leute in den Gebäuden unterwegs, dass ich keine Chance habe, jemanden einfach so zu finden.

Katharina: Ich werde im Studienalltag von Präsenz-Dolmetschern unterstützt, die in den Veranstaltungen neben mir sitzen und mir den Seminarverlauf auf dem Laptop verschriftlichen. Geht das nicht, wie bei einigen meiner Seminare der Zusatzqualifikation Erlebnispädagogik, übersetzt mir ein Gebärdensprache-Dolmetscher das Geschehen. Ich kann zwar vor allem durch das Lippenabsehen selbst Informationen aufnehmen, aber nicht über das durch die Cochlea-Implantate übersetzte Hören: Stimmenvielfalt und diffuse Geräusche sind im Hörsaal einfach zu groß. Durch meine Hörbehinderung kann ich diesen „Lärm“ nicht filtern, alles kommt in derselben Lautstärke bei mir an. Außerdem sitze ich im Seminarraum nicht immer so, dass ich das Lippenbild und die Mimik des Dozenten gut sehen und das Gesagte verstehen kann. Und es kommt hinzu, dass es unmöglich für mich ist, zuzuhören und gleichzeitig mitzuschreiben, denn das Lippenbild wäre beim Schreiben ausgeblendet. Die Dolmetscher sind für mich also unersetzbar. Da ich den Einsatz der Dolmetscher spätestens acht Wochen vor Vorlesungsbeginn beantragen muss, ist meine Semesterplanung bereits im Februar bzw. August abgeschlossen. Außerdem arbeite ich ebenfalls mit den Folien, die mir Dozenten im Vorfeld der Veranstaltungen zur Verfügung stellen.

Welche besonderen Hürden gilt es in Eurer Situation zu bewältigen?

Katharina: Mein Studienbeginn war ziemlich holprig, weil das Sozialamt Heidelberg bis heute nicht bereit ist, die Dolmetscher zu bezahlen. Argumentiert wird, dass ich durch meine Erzieherinnen-Ausbildung ja dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen könnte. Ich finde das unfair, da auch andere mit einer abgeschlossenen Ausbildung in der Tasche das Recht auf ein Studium haben. Zudem ist das Studium auf die bereits abgeschlossene Ausbildung aufbauend. Seit dem fünften Semester übernimmt Nordrhein-Westfalen, das Bundesland, aus dem ich komme, die Kosten

für die Dolmetscher-Begleitung und das sogar mit einer unbegrenzten Stundenanzahl. Ab da ging mein Studium eigentlich erst mal so richtig los!

Ines: Es ist schade, dass einfache Unterstützung wie das Zusehen der Folien bei manchen Dozenten so explizit eingefordert werden muss. Das sieht so aus, als wolle man eine „Extrawurst“, obwohl es nur darum geht, gleiche Chancen herzustellen. Ich möchte meinen Kommilitonen und Kommilitoninnen gegenüber keine Sonderrolle einnehmen, sondern nur die gleichen Voraussetzungen fürs Studium erhalten. Aber genau das klappt oft nicht, denn ich werde noch häufig auf meine Behinderung reduziert. Oft wird nicht geschaut, was mich als Mensch auszeichnet oder wie ich als Mensch handle, sondern mein Verhalten wird nur durch den Filter der Behinderung wahrgenommen. Und die Behinderung wird nicht differenziert, da ist man blind oder taub, ohne zu beachten, dass es auch hier unglaublich viele Unterschiede gibt.

Katharina: Manchmal passiert sogar das Gegenteil. Ich spreche besser als ich höre, aber das ist im Studienalltag eher Fluch als Segen. Denn meine gute Lautsprachkompetenz stößt auf sehr viele Missverständnisse und es kommt vor, dass mir deshalb nicht geglaubt wird, dass ich das Gehörte tatsächlich nicht verstehe. Das ist das Problem einer unsichtbaren Behinderung. Aber soll ich mich dafür etwa rechtfertigen oder gar entschuldigen?

Habt Ihr trotz dieser Erfahrungen auch Unterstützung im Studienalltag? Welche Hilfen bieten Kommilitonen und Kommilitoninnen sowie die Hochschule an?

Ines: Ja, es gibt auch Gottseidank viel Unterstützung von unterschiedlichen Seiten. Die Behindertenbeauftragte Dr. Barbara Bogner ist uns eine große Hilfe! Sie kümmert sich sehr engagiert um unsere Belange und setzt sich für uns ein, wenn es irgendwo hakt. Die Hochschule gewährt einen Nachteilsausgleich, also etwa die Verlängerung der Abgabefristen für Hausarbeiten, die Möglichkeit, länger zu studieren oder Prüfungen am Laptop zu absolvieren. Frau Bogner ist mit dabei, wenn es darum geht, diesen Nachteilsausgleich bei Lehrenden zu beantragen oder Empfehlungsschreiben zu formulieren. Toll finde ich, dass ich Freundinnen habe, die ganz selbstverständlich er-

kennen, wie und wo sie mir helfen können, und dies auch fraglos tun. So habe ich eine Freundin, die mir regelmäßig Studententexte vorliest. Das gilt ebenso für manche Dozenten, die beispielsweise schriftliche in mündliche Prüfungen verändern und mir dadurch sehr entgegenkommen.

Katharina: Dies kann ich nur bestätigen und unterstreichen. Frau Bogner ist nicht nur eine große Hilfe, sondern erst durch ihr Engagement ist das Studium möglich. Ines arbeitet als Tutorin schon lange beim „Umsetzungsdienst“, der aus studentischen Qualitätssicherungsmitteln finanziert wird und Studienmaterialien adaptiert. Das geschieht in digitaler Form, indem Texte eingescannt und vergrößert werden oder aber auch Braille-Ausdrucke vorgenommen werden. Das ist eine hilfreiche Sache, genauso wie der Untertiteldienst, den ich mit ins Leben gerufen habe und der wichtige Seminarunterlagen, insbesondere Videos, mit Untertiteln versieht. Gut sind Höranlagen in Vorlesungsräumen, die mir ermöglichen, mich auf die Stimme des Vortragenden zu konzentrieren. Außerdem bieten manche Lehrende von selbst Hilfe an, indem sie z.B. die Sprechgeschwindigkeit anpassen.

Wie ist der Kontakt zu anderen Studierenden – solchen mit und ohne Einschränkungen? Gibt es Netzwerke von Betroffenen und Gleichgesinnten an der Hochschule, denen Ihr angehört?

Ines: Es gibt die SAG Inklusion, eine Arbeitsgemeinschaft von Studierenden mit und ohne Behinderung, die jedoch leider nicht sehr aktiv und populär ist. Ich habe aber zuverlässige Freundinnen und Freunde an der Hochschule, sodass ich mich gut aufgehoben fühle.

Katharina: Die Gehörlosen sind traditionell gut vernetzt miteinander. Das Stichwort ist hier „Deaf Culture“, eine internationale Gehörlosenkultur, die spezielle Überzeugungen, Traditionen, Infrastrukturen und Netzwerke kennzeichnet. So kenne ich die meisten Studierenden mit Hörbehinderungen meines Alters an anderen Universitäten Deutschlands. Und in Heidelberg habe ich wie Ines einen guten Kommilitonenkreis – sowas trägt einen.

Durch die Corona-Pandemie findet das Sommersemester vorwiegend anhand von digitalen Formaten und Online-Angeboten statt. Wie kommt Ihr damit zurecht?

Ines: Für mich haben die digitalen Formate Vorteile, da ich mir etwa die Folien und Arbeitsmaterialien so vergrößern kann, dass ich leicht folgen kann. Auch das asynchrone Arbeiten kommt mir entgegen. So habe ich dieselben Chancen wie meine Kommilitonen, da jeder die Präsentation vor sich auf dem Bildschirm verfolgen kann. Natürlich fehlt mir der Kontakt zu Studierenden und Lehrenden, aber das geht sicherlich den meisten Menschen so.

Katharina: Auch in Coronazeiten ist nicht alles schwarz oder weiß, es gibt einige Nachteile, aber auch viele gute Seiten. Durch die Maskenpflicht fällt das Lippenlesen komplett aus – das ist eine schwere Einschränkung in der Kommunikation, die mich überall beeinträchtigt. Online-Angebote aber haben den Vorteil, dass vieles in Schriftsprache ist, sodass ich gleichberechtigt wie alle anderen studieren kann. Das ist eine große Erleichterung und ich kann in meinem eigenen Tempo arbeiten. Bei Online-Vorlesungen kann ich den Dozenten außerdem viel



IM GESPRÄCH MIT DEN daktylos-REDAKTEURINNEN DR. BIRGITTA HOHENESTER-PONGRATZ UND SARAH DÖRFLER (VON LINKS)

besser verstehen, da ich eine digitale Übertragungsanlage am Laptop anschließen kann und mir das Gesagte so direkt an mein CI übertragen wird. Außerdem fallen die ganzen Störgeräusche weg, die man in einem Hörsaal hat. Videos kann ich durch mein automatisches Untertitelungsprogramm auf meinem Smartphone sogar besser folgen als in Präsenzsitzungen. Das schafft mir persönliche Freiheiten und ich bin dadurch deutlich autonomer. Wenn Veranstaltungen allerdings rein auditiv ablaufen, wird es kompliziert.

Ihr seid in einem Lehramtsstudium eingeschrieben. Wie stellt Ihr Euch Euren künftigen Berufs- und Lebensweg vor?

Katharina: Als ich anfang zu studieren, wollte ich unbedingt Lehrerin werden, weil ich manches anders machen wollte als das, was ich in meiner Schullaufbahn erlebt habe. Mittlerweile kann ich mir eher vorstellen, in der Frühförderung oder Berufsausbildung tätig zu sein, vielleicht sogar in der Forschung, vielleicht im Ausland. Das Studium hat meinen Berufswunsch da definitiv erweitert, denn es gibt so viele mögliche Arbeitsbereiche. Auf jeden Fall möchte ich aber im Bereich Hörgeschädigtenpädagogik arbeiten.

Ines: Ich wünsche mir, in Zukunft in einem Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum zu arbeiten. Ich finde es gut, wenn ich selber als Betroffene in diesem Bereich tätig werde, da ich aus ganz anderen Erfahrungen schöpfen kann als Nicht-Betroffene; diesen „Vorteil“ möchte ich professionell nutzen.

Hat sich „die Gesellschaft“ in Sachen Diskriminierung Eurer Erfahrung nach in den letzten Jahren verändert? Was hat sich verbessert und wo gibt es noch Probleme?

Ines: Ich denke, dass die Gesellschaft bereits viel sensibilisierter ist, was die Integration von Menschen mit Behinderungen betrifft. Aber hier ist sicherlich Luft nach oben: Ich wünsche mir, dass mehr Berührungspunkte abgebaut werden und man noch offener mit Behinderungen umgeht. Konkret bedeutet das im Kontext Hochschule, dass beispielsweise eine Handreichung für Lehrende für den speziellen Umgang mit beeinträchtigten Studierenden sehr hilfreich wäre, um unbeabsichtigte Diskriminierungen zu vermeiden. Außerdem wären auch beispielsweise Seminare für Lehrende eine gute Möglichkeit, um den Austausch mit beeinträchtigten Studierenden zu fördern und Berührungspunkte abzubauen.

Katharina: Ja, in den eigenen Kreisen ist das kein Problem, aber in der Öffentlichkeit kommt es manchmal zu ungewollten Ausgrenzungen und Stigmatisierungen durch unsensibles Verhalten. Wenn Informationen nur mündlich geteilt werden, bin ich eben draußen. Besonders wichtig ist mir aber eins: Nichts über uns ohne uns! Dass also nicht von Inklusion gesprochen wird, ohne mit den Betroffenen selbst zu sprechen. Deshalb bedanken wir uns für die Einladung, im daktylos unserer Situation eine Stimme und den notwendigen Raum geben zu können.

Wir bedanken uns für das intensive und offene Gespräch!



Im interdisziplinären Seminar „Kunst & Inklusion“, das seit vielen Jahren an der Hochschule stattfindet, arbeiten Menschen mit Behinderung und Studierende zusammen an einem Thema. Dabei wurde eine Ausstellung des Wilhelm-Hack-Museums Ludwigshafen zum Ausgangspunkt künstlerischen Tuns.

TEXT SUSANNE BAUERNSCHMITT UND TERESA SANSOUR

Das Fach Kunst veranstaltet in Kooperation mit der Fachrichtung geistige Entwicklung der Pädagogischen Hochschule sowie in Kooperation mit der Lebenshilfe Heidelberg schon seit 2013 inklusive Seminare. „Kunst & Inklusion“ zielt darauf, dass erwachsene Menschen mit und ohne Behinderung sich gegenseitig kennenlernen, gemeinsam und individuell zu immer neuen Themenfeldern künstlerisch arbeiten, unterschiedliche Sichtweisen formulieren und austauschen, miteinander lernen und sich bilden. Die Inklusion steht dabei nicht im Zentrum des Seminars, sondern die Kunst, der man sich aus unterschiedlichen Perspektiven nähert.

„Gewächse der Seele“ war im Sommersemester 2019 der Untertitel des „Kunst & Inklusion“-Seminars, das auf eine gleichnamige Ausstellung im Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigshafen Bezug nahm. Zu sehen waren dort symbolistische und surrealistische Werke in Gegenüberstellung mit Arbeiten der Outsider-Art, also Arbeiten, die außerhalb der anerkannten Kunstproduktion entstanden waren. Die Werke zeigten innere Seelenzustände, Verbildlichungen von Gedanken, Visionen und Träumen, Pflanzenformen als Sinnbild der Ursprünglichkeit, als Spiegel der Seele.

KUNST WÄCHST IM DIALOG

Am Seminar nahmen 29 Personen teil: 20 von ihnen waren Studierende zwischen dem 2. und 6. Semester für die Primar- und Sekundarstufe sowie im Bereich Sonderpädagogik, von der Lebenshilfe

Heidelberg waren neun Teilnehmende dabei. Letztere haben eine „geistige Behinderung“ und manche von ihnen nutzen keine Verbalsprache. Manche sind sehr selbstständig und konnten mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Seminar kommen, andere benötigten deutlich mehr Unterstützung.

Vor der Begegnung mit den Bild- und Seelenwelten im Museum galt es, dass sich die Seminarteilnehmenden gegenseitig kennenlernten und erste künstlerische Zugänge zum Thema „Gewächse der Seele“ anbahnten. Anhand von mitgebrachten Kunstwerken zur individuellen Lieblingspflanze stellten sie einander in Kleingruppen vor. Sie entwickelten Pflanzenfantasien, indem sie gefundene Pflanzenteile neu zusammensetzten und die Hybride fotografierten. Und sie formulierten bildnerisch oder schriftlich, was sie sich unter ‚Seele‘ vorstellten. Kein einfaches Unterfangen.

Die nächste Sitzung fand im Mai 2019 im Ludwigshafener Museum statt. Es gab keine Führung, sondern nur eigenständige Erkundungen mit reichlich Raum für die eigenen Sichtweisen. Die Teilnehmenden erhielten Aufgaben, die sie in Kleingruppen und alleine bearbeiteten. Werke wurden ausgewählt, diskutiert, befragt, es wurde geschrieben, gezeichnet und imaginiert. Eine Teilnehmerin formulierte: „Ich fand die Art und Weise, wie wir mit der Kunst in Berührung gekommen sind, inspirierend. Keine Museumsführung mit stundenlangem Vortrag, sondern eine eigenständige Museumserkundung.“ Dann benannte jede und jeder für sich ein besonders interessantes Bild der Ausstellung.



Die Auswahl war mannigfaltig: Manche Teilnehmende waren angezogen von okkultistisch inspirierten Malereien Hilma af Klints, andere von den grafischen Klecksographien Justinus Kerners, wieder andere gebannt von den experimentellen Verfahren Max Ernsts oder den surrealen Bildmotiven Magrittes, bis hin zur Faszination von Georgiana Houghtons künstlerischer Strategie, mit Toten zu kommunizieren.

BILDNERISCHE RESONANZEN

Zurück im Seminar wurden die Erträge des Museumsbesuchs vertieft, indem allen Teilnehmenden zum ausgewählten Werk und seiner Aneignungsmöglichkeit Informations- und Bildmaterial bereitgestellt wurde. Es galt, nach vertrauten und fremden Aspekten zu recherchieren, um bildnerische Resonanzen zu den individuellen Ausgangswerken zu formulieren. Somit waren die Kunstwerke Inspirationsquellen für eigene künstlerische Arbeiten, aber auch Ausgangspunkte für Auseinandersetzungen mit künstlerischen Techniken, mit Biografien von Künstlerinnen und Künstlern sowie mit dem eigenen Selbst. Eine Teilnehmerin reflektierte: „Es sollte anders kommen als ich dachte und plante. Von mehreren Pflanzenfotos inspiriert, startete ich mein Werk und musste nach der ersten Werkphase sehr unbefriedigt feststellen, dass irgendetwas nicht stimmte – diese ‚Reise‘ war nicht meine. [...] Es entsprang nicht diesem tieferen Quell, dieser Intuition, der folgend man nicht viel zu denken hat. Noch einmal in mich gehend begriff ich, dass ich etwas schaffen wollte, das ich

nicht vorher mühevoll erdenken müsste, sondern etwas fließen lassen wollte, das unaufhaltbar und mir eigen ist. Ein Gewächs der Seele – genau das wollte ich finden.“

Zur Realisierung der individuellen künstlerischen Ideen und Fragestellungen stand in den folgenden Seminarsitzungen stets eine üppige Materialtheke bereit. Die Vielfalt und der Aufforderungscharakter des Materials eröffneten unterschiedliche bildnerische Gestaltungsmöglichkeiten, weckten Experimentierfreude. Es wurde gemalt, gezeichnet, modelliert, fotografiert, mit Bauschaum geformt, mit Schuhcreme gedruckt, auf Drehscheiben gekreist, jede und jeder den eigenen Vorlieben und Interessen folgend. Eine Teilnehmerin beschrieb den Prozess so: „Ich hatte noch nie so eine Auswahl an Möglichkeiten und Materialien [...]. Ich war ganz wild darauf, etwas auszuprobieren, das ich noch nicht kannte, [...] richtig mit dem Körper zu arbeiten und in die Kunst und in mich selbst einzutauchen. [...] Ich habe das Brennen auf meinen Fingerkuppen gespürt. Ich habe geschwitzt und gekeucht. Ich war ‚eins‘ mit meinem Projekt und ‚eins‘ mit der Kunst.“

Mit den fertigen Werken ging es im Juni 2019 ein zweites Mal in die Ausstellung „Gewächse der Seele“. Vor den Ausgangswerken stellten sich die Teilnehmenden gegenseitig ihre Arbeiten vor. Im vergleichenden Wahrnehmen entstanden erhellende Einsichten, ungeahnte Bezüge, gedankenreiche Dialoge, viele Resonanzen zwischen den Werken ebenso wie zwischen den Beteiligten. Schließlich wurden die Arbeiten des Seminars in

der Pädagogischen Hochschule ausgestellt; die Vernissage fand am 2. Juli 2019 im Altbau statt. Eine Studentin erlebte dies so: „Die Krönung war natürlich die Vernissage. Zu sehen, wie stolz die Kommilitonen der Lebenshilfe waren, ihre große Freude, ihre eigenen Werke präsentieren zu können. Alle begrüßten sich, als hätten sie sich lange nicht gesehen, aber schon ewig gekannt.“

AUF AUGENHÖHE

Welche nachhaltigen Lernerfahrungen wurden im inklusiven Seminar gemacht? Um diese Erfahrungen im Nachgang zu reflektieren und zu festigen, formulierten die Studierenden ein etwa zweiseitiges „Statement“, die Teilnehmenden der Lebenshilfe wurden von der dortigen Kooperationspartnerin Barbara Schmidt mündlich befragt. Eine Teilnehmende fasste zusammen: „Ich hätte nie gedacht, dass dieses ‚Zusammenarbeiten‘ so auf einer Augenhöhe stattfindet. [...] In diesen Prozess wurde mir klar, dass ich doch eine andere Haltung zu Menschen mit Behinderung habe, als ich gedacht hatte. So stellte ich fest,

dass ich sie hilfebedürftiger als mich sah und mich schon direkt um sie ‚kümmern‘ wollte. [...] Wenn ich diese Haltung im Nachhinein reflektiere, finde ich es sehr erschreckend, welche indirekten Vorurteile noch in mir sind, die ich dachte, durch meine Erfahrung und Arbeit mit Menschen mit Behinderung längst ‚überwunden‘ zu haben. Ich glaube aber, dass jeder Mensch so Vorurteile gegenüber anderen Menschen hat, die einem manchmal gar nicht bewusst sind. Deswegen bin ich sehr dankbar, dass ich meine Haltung in diesem Seminar erlebt habe.“ Und eine andere Teilnehmerin resümierte sehr persönlich: „Es fällt mir schwer, auf andere Menschen zuzugehen. Manchmal habe ich Angst davor, dass andere Menschen mich nicht verstehen oder mich komisch finden. Mich deshalb zurückweisen. Ich habe mir vorgenommen, in Zukunft in ähnlichen Situationen zu versuchen, selbst aktiver zu werden. Ich möchte mutiger sein, und mit anderen Menschen Kontakt aufnehmen, anstatt abzuwarten und das Gefühl der Einsamkeit aufkommen zu lassen.“



SUSANNE BAUERNSCHMITT ist Akademische Oberrätin im Fach Kunst.

DR. TERESA SANSOUR ist seit April 2020 Professorin am Institut für Sonder- und Rehabilitationspädagogik der Universität Oldenburg.

Impressum

daktylos . Herbst 2020 .
25. Jahrgang . ISSN 1437-8590

HERAUSGEBER

Prof. Dr. Hans-Werner Huneke, Rektor

REDAKTIONSANSCHRIFT

Pädagogische Hochschule Heidelberg
Keplerstraße 87, 69120 Heidelberg
06221 477-643 . presse@vw.ph-heidelberg.de

REDAKTIONSLEITUNG

Dr. Birgitta Hohenester-Pongratz

REDAKTION

Verena Loos, Sarah Dörfler, Cosima Stawenow

GESTALTUNG

Katja Komma, Heidelberg
kontakt@katjakomma.de . www.katjakomma.de

FOTO

Alle PH Heidelberg, bis auf: S. 9: Vision Factory / Martin Miseré; S.11: Heidelberg School of Education | Ingo Kleiber; S. 24: CHARGE Syndrom e.V.; S. 26: clipdealer-9455289; S. 28: David-W / photocase.de; S. 31: PCSS Poznańskie Centrum Superkomputerowo-Sieciowe: Insension: ICT system for detection and interpretation of non-symbolic behaviors of people with PIMD, veröffentlicht am 22.07.2019, www.youtube.com/watch?v=G8s8U8ixMw; S. 34: Reliefmodell von Marieke Wydra; S. 44 & 45: Johann-Wilhelm Klein-Akademie.

DRUCK

TexDat-Service gem. GmbH, Weinheim . www.texdat.de

ANZEIGEN

Renate Neutard, Sandhausen
062 24 17 43 30 . neutard.werbung@t-online.de



Bücherstube an der Tiefburg • Dossenheimer Landstraße 2 • 69121 Heidelberg-Handschuhsheim
Telefon 06221/475510 • rkg@buecherstube-hd.de • www.buecherstube-handschuhsheim.de

BERUFSZIEL SONDERPÄDAGOGIK

Heidelberg gehört bundesweit zu den wenigen Standorten, an denen ein Sonderpädagogikstudium möglich ist. Ein Überblick über die Studienmöglichkeiten an der Pädagogischen Hochschule.

TEXT VERENA LOOS



Seit Juli 2015 sind inklusive Bildungsangebote an Schulen in Baden-Württemberg gesetzlich verbindlich verankert. Entsprechend hoch ist der Bedarf an qualifizierten Sonderpädagoginnen und -pädagogen. Heidelberg ist landesweit einer von zwei Standorten, an denen sie ausgebildet werden. Einen Studienplatz zu erhalten ist entsprechend schwierig: Aktuell liegt der Grenzwert hier – je nach sonderpädagogischer Fachrichtung – zwischen 35 und 45 Punkten. Da Heidelberg bei der Studienplatzvergabe als einzige der Pädagogischen Hochschulen der Abiturnote die gleiche Bedeutung wie pädagogisch relevanten Vorerfahrungen – nämlich jeweils 30 Punkte – beimisst, brauchen Bewerberinnen und Bewerber sowohl ein (sehr) gutes Abitur als auch einen Nachweis zum Beispiel über die Betreuung von Menschen mit Behinderung.

VOM BACHELOR ZUM MASTER

Wer sich für die professionelle Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit sonderpädagogischem Bildungs-, Beratungs- und Unterstützungsbedarf interessiert, bewirbt sich in der Regel zunächst für den Bachelorstudiengang „Sonderpädagogik (Bezug Lehramt Sonderpädagogik)“. Die Studierenden können ein Fach sowie zwei sonderpädagogische Fachrichtungen wählen; diese sind Lernen, Geistige Entwicklung sowie Sprache, die alle drei auch in Ludwigsburg studiert werden können, sowie Hören bzw. Lernen bei Blindheit und Sehbehinderung, die ausschließlich in Heidelberg angeboten werden. Allen gemein ist die Entwicklung von Kompetenzen, die gelingende Lern- und Inklusionsprozesse fördern, sowie zwei Praktika.

In Heidelberg belegen die Sonderpädagogikstudierenden zudem den Übergreifenden Studienbereich – und zwar gemeinsam mit den Studierenden der anderen beiden lehramtsbezogenen Bachelorstudiengänge. Der sogenannte ÜSB dient der Entwicklung von Querschnittskompetenzen und widmet sich in den ersten beiden Pflichtmodulen dem Thema „Inklusion“: Die Studierenden beschäftigen sich dabei zunächst mit einem inklusiven Bildungssystem und entwerfen dann im Kontext ihrer gewählten Studienfächer fachdidaktische Kompetenzen für einen inklusiven Unterricht.

Wer als Lehrkraft arbeiten möchte, muss nach dem Bachelor- noch ein Masterstudium absolvieren. Hier bietet die Hochschule den Master of Education Lehramt Sonderpädagogik an. Der Studiengang ist ausgerichtet auf die Entwicklung von vertieften Kompetenzen, um der Bildung und Erziehung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit sonderpädagogischem Bildungs- und Unterstützungsbedarf gerecht zu werden. Besondere Berücksichtigung finden dabei fachrichtungsspezifische Aspekte der Sonderpädagogik, die mit einer fachspezifischen Didaktik verschränkt werden. Ergänzt wird das Studium durch die Bildungswissenschaften und zwei weitere Praktika.

BUNDESWEIT EINZIGARTIG

Sowohl Bachelor- als auch Masterstudierende haben seit dem Wintersemester 2019/2020 die Möglichkeit, zusätzlich das Besondere Erweiterungsfach Taubblinden- und Hörsehbehindertenpädagogik zu belegen. Das Lehrangebot ist bundesweit einzigartig, da es bislang an der Qualifizierung von Lehrkräften für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die taubblindenspezifische Unterstützungs- und Bildungsbedürfnisse haben, gefehlt hat.

STUDIENANGEBOTE FÜR LEHRKRÄFTE

Wer bereits einen Lehramtsstudiengang abgeschlossen hat oder als ausgebildete Lehrkraft an Regelschulen arbeitet, kann außerdem den Aufbaustudiengang Lehramt Sonderpädagogik belegen. Dieser qualifiziert dazu, als Sonderpädagogin bzw. Sonderpädagoge an Sonderschulen bzw. in inklusiven Settings tätig zu sein.

Seit dem Wintersemester 2018/2019 bietet die Hochschule zudem ein Weiterqualifizierungsprogramm für Haupt- und Werkrealschullehrkräfte an: Diese werden über den Masterstudiengang Aufbau Lehramt Sonderpädagogik für einen horizontalen Laufbahnwechsel für den Einsatz an anderen Schularten weiterqualifiziert.



www.ph-heidelberg.de/studienangebot

„DER BLICK RICHTET SICH WENIG AUF DAS PSYCHISCHE WOHLBEFINDEN DER KINDER“



Welche Schulform ist für Schülerinnen und Schüler mit Behinderung die bessere Wahl? Regelschule oder Förderzentrum? Professor Dr. Klaus Sarimski hat in seinem Buch „Psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung“ untersucht, was es braucht, um Inklusion zu erreichen. Mit Cosima Stawenow von der **daktylos**-Redaktion sprach er darüber, was soziale Teilhabe im Klassenzimmer bedeutet und wie man sie erreichen kann.

Seit einiger Zeit gibt es immer mehr Inklusion an Schulen. Was hat sich in den letzten zehn Jahren konkret getan?

Sarimski: Es gibt immer mehr Kinder mit Behinderung an allgemeinen Schulen. Antriebsmotor dafür sind die Eltern. Aber es ist auch Teil einer politischen Entwicklung. Ausschlaggebend dafür ist die UN-Behindertenrechtskonvention.

Die Bundesländer organisieren Inklusion recht unterschiedlich. So haben wir in Bayern und Baden-Württemberg eine viel niedrigere Inklusionsquote als in allen anderen Bundesländern. (Inklusionsquote = der Anteil von Kindern mit sonderpädagogischem Förderbedarf, die in eine allgemeine Schule gehen, Anm. d. Red.) Wir sind bei 35 Prozent in Baden-Württemberg (die bundesweite Inklusionsquote liegt bei 47,5 Prozent - alle genannten Zahlen sind von 2018, Anm. d. Red.). Kinder mit einer geistigen Behinderung haben eine viel niedrigere Inklusionsquote als Kinder mit anderen Förderbedarfen. Auch hier sind bundesweit wieder Baden-Württemberg und Bayern die Schlusslichter.

Das klingt nach einer herben Bilanz, vorausgesetzt, man will Inklusion für 100 Prozent aller Kinder mit Behinderung erreichen.

Lassen Sie es uns positiver formulieren. Es ist in Teilen erreicht, dass Kinder mit Förderbedarf jetzt bessere Chancen haben, an allgemeinen Schulen aufgenommen zu werden.

Ist das für die Kinder auch besser?

Es hängt davon ab, wie die Bedingungen gestaltet werden. Ob das Kind mit Förderbedarf in der allgemeinen Klasse die Unterstützung bekommt, die es braucht. Einige Forscher vertreten das Zwei-Säulen-Modell: Man sollte einem größeren Anteil von Kindern mit Behinderung den Besuch einer allgemeinen Schule ermöglichen, aber gleichzeitig die zweite Säule aufrechterhalten - kleine Klassen mit Sonderbedingungen und hochqualifizierten Lehrern.

Warum ist die allgemeine Schule hier nicht unbedingt die bessere Wahl?

Es wurden bisher nicht die Ressourcen dafür geschaffen. Es wird einfach davon ausgegangen: Ein Regelschullehrer mit ein bisschen Beratung wird die Förderung von Kindern mit besonderem Bedarf schon irgendwie schaffen.

Wie kann man sich die Beratung vorstellen: Ein Regelschullehrer lässt sich von einem Sonderschullehrer beraten?

So ist es. Ein Sonderpädagoge kommt in die Klasse, wo das Kind mit Förderbedarf ist, macht sich ein Bild und berät den Regelschullehrer, wie er seinen Unterricht an die Bedarfe des Kindes anpassen kann. Allerdings steht für die Beratung nur wenig Zeit zur Verfügung.

Stellen Sie sich ein blindes Kind vor, das Lesen und Schreiben lernen soll. Das braucht ganz anderes Lernmaterial. Hier ist „ein bisschen Beratung“ weitaus zu wenig. Und jetzt denken Sie an ein Kind mit einer kognitiven Einschränkung, einer schweren Lernbehinderung oder einer geistigen Behinderung. Hier hilft kein spezielles Material. Das Kind braucht einen an sein Verständnisvermögen angepassten Unterricht. Hier benötigt der allgemeine Pädagoge eigentlich sonderpädagogische Fachkompetenz.

Könnte man diese Kompetenz durch Team-Teaching erreichen?

Team-Teaching - ein allgemeiner Pädagoge und ein Sonderpädagoge unterrichten zu zweit eine Gruppe von etwa 25 Kindern, davon vier bis fünf mit Förderbedarf - wäre in der Tat sehr viel sachgerechter. Aber es müssen zwei Lehrer bezahlt werden. Ein Modell, das viel Geld kostet. Da ist es kostengünstiger, auf die wenigen Beratungsstunden des Sonderpädagogen zurückzugreifen, oder auf Schulbegleiter bzw. Assistenzkräfte.

Was wäre denn die „Zweite Säule“, von der Sie vorhin sprachen?

Es wird immer eine Teilgruppe von Kindern geben, die einen ganz speziellen Bedarf haben. Kinder mit schwersten Verhaltensauffälligkeiten, die von großen Gruppen überfordert sind, oder Kinder mit Schwer- und Mehrfachbehinderungen, die auf Beatmungsgeräte oder spezifische Pflegemaßnahmen angewiesen sind, stellen eine große Herausforderung für die Inklusion dar. Es gibt durchaus Einzelfälle, wo das gelingt. Aber man darf nicht so tun, als könne jedes Kind mit komplexem Bedarf ohne Weiteres in die allgemeine Schule integriert werden. Vor allem mit Blick darauf, ob es sich dort wirklich wohlfühlt. Mein Eindruck ist, dass viele Pädagogen sich sehr um methodische und didaktische Konzepte bemühen, aber für die Förderung des sozial-emotionalen Wohlbefindens der Kinder fehlt es ihnen oft an systematischen Handlungsstrategien. Deshalb habe ich im letzten Jahr das Buch „Psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung“ veröffentlicht.

Geht das nicht in Richtung Mobbing-Prävention und Stärkung der Klassengemeinschaft? Das ist doch eine alltägliche Anforderung an einen Regelschullehrer.

Richtig. Die Lehrkräfte sind für das Mobbing-Risiko sensibilisiert, gleichzeitig haben viele eine positive Grundhaltung zur Aufnahme von Kindern mit Behinderung. Was aber häufig fehlt, ist ein Handlungswissen, also Strategien dafür, was zu tun ist, wenn ein Kind mit einem besonderen Förderbedarf in der Klasse isoliert ist.

PROFESSOR DR. KLAUS SARIMSKI hat als Diplom-Psychologe 25 Jahre in einer sozialpädiatrischen Klinik und in der Frühförderung gearbeitet. Seit 2007 lehrt er sonderpädagogische Frühförderung und allgemeine Elementarpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg mit den Arbeitsschwerpunkten Fragen der sozialen Teilhabe und Umgang mit Verhaltensauffälligkeiten von Kindern mit unterschiedlichen Behinderungen.

Was für eine Lösung präsentieren Sie in Ihrem Buch?

Was wir brauchen, ist für jede Stadt und für jeden Landkreis ein gut erreichbares und interdisziplinär arbeitendes Zentrum. Nennen wir es „Beratungszentrum Inklusion“. Hier bilden jeweils ein Sozialarbeiter, ein Psychologe und ein besonders erfahrener Sonderpädagoge zusammen ein Beratungsteam. Diese Experten werden gerufen, sobald ein Kind mit Förderbedarf in einer allgemeinen Schule den Eindruck macht, es brauche mehr individuelle Unterstützung. Die Idee einer solchen Beratungsstelle existiert allerdings nur auf dem Papier.

Man bräuhete also noch viel mehr Forschung.

Man benötigt mehr Forschung zum psychischen Wohlbefinden im Inklusionskontext. Der Blick der Forschung ist meiner Ansicht nach zu stark auf schulisches Lernen gerichtet und zu wenig auf das psychische Wohlbefinden der Kinder mit Behinderung. Man müsste dazu eine Langzeitstudie machen.

Sie haben eine gemacht: die Heidelberger Down-Syndrom-Studie.

Das war aber nicht im Kontext Inklusion. Hier wurde untersucht, wie sich Kinder mit Down-Syndrom und ihre Familien vom ersten Lebensjahr an bis zum Schuleintritt entwickeln.

Haben Sie weiterverfolgt, wie einzelne Kinder oder Familien später mit den Schulbedingungen umgehen?

Ich habe zwei Nachuntersuchungen gemacht. Dabei habe ich die Lehrer befragt, wie die soziale Teilhabe der Kinder aus ihrer Sicht ist. 15 bis 20 Prozent der Kinder mit Down-Syndrom an Regelschulen galten als sozial ausgegrenzt.

Nun kann man diese Zahl von beiden Seiten betrachten. Man kann sagen, 80 Prozent geht es gut, was soziale Teilhabe angeht. Man kann aber auch sagen: wir haben hier eine Teilgruppe, die nicht gut aufgehoben ist.

Wie viele Kinder waren zum Zeitpunkt Ihrer Befragung an einer Regelschule?

Etwa zwei Drittel. Interessanterweise hat sich kein Unterschied ergeben zwischen diesen zwei Dritteln in der Regelschule und dem einen Drittel im Förderzentrum. Der Anteil von Kindern, die aus Sicht der Lehrer schlechte soziale Kontakte zu Mitschülern hat, war nicht signifikant unterschiedlich.

Bitte geben Sie dem daktylos noch einen Ausblick darüber, woran Sie gerade arbeiten.

Ich schreibe ein Buch zum Thema „Familie und Behinderung“. Hier wird der Unterstützungsbedarf von Müttern, Vätern, Geschwistern, Großeltern beleuchtet in Familien, in denen Kinder mit Behinderung aufwachsen. Das Buch beschreibt Grundlagen und Konzepte der Beratung und erscheint 2021 bei Hogrefe.

Herr Sarimski, vielen Dank für das Gespräch!



BRAILLESCHRIFT IST GRUNDLEGENDE FÜR BILDUNG UND INTEGRATION

Das internationale Kooperationsprojekt „Zukunft der Brailleschrift“ zeigt, dass die traditionelle Blindenschrift nach wie vor wesentlich ist für Lese- und Schreibkompetenzen von blinden und sehbehinderten Menschen - und damit für deren gesellschaftliche Integration. Sprachausgabefunktionen von Computern und Smartphones ergänzen die Brailleschrift, ersetzen sie aber nicht.

TEXT BIRGITTA HOHENESTER-PONGRATZ

Lesen und Schreiben sind unhintergehbare Fähigkeiten, die von klein auf gelernt und ein Leben lang angewendet werden, um Ausbildung, Beruf und gesellschaftliche Teilhabe zu verwirklichen. Doch wie funktioniert das für blinde Menschen und Menschen mit hochgradiger Sehbehinderung? Seit nahezu 200 Jahren garantiert die aus tastbaren Punkten bestehende Brailleschrift diesem Personenkreis den Zugang zu schriftlicher Information und ermöglicht dadurch Bildung und Ausbildung. Im Zuge zunehmender Digitalisierung stehen sogenannte assistive Technologien wie die Sprachausgabe bei Computern und Smartphones der Brailleschrift zur Seite. Der auditive Informationszugang, also derjenige über das Anhören von Texten, erscheint im Vergleich zum Lesen schneller zu erfolgen und weniger Übungsaufwand zu erfordern. Wie wird Braille unter diesen Vorzeichen heute erlernt und genutzt? Lösen die assistiven Technologien die Blindenschrift zunehmend ab? Und wie ist es um die Lese- und Rechtschreibfähigkeiten der Braille-Nutzerinnen und -Nutzer bestellt?

Dr. Markus Lang, Professor für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik vom Institut für Sonderpädagogik der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, hat in Kooperation mit Prof. Dr. Ursula Hofer von der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik Zürich von 2015 bis 2018 das größte deutschsprachige Forschungsprojekt zu diesem Thema durchgeführt. Die Ergebnisse von „ZuBra - Zukunft der Brailleschrift“ sind eindeutig - und zum Teil auch unerwartet.

DATENERHEBUNG

Die Datenerhebung in Deutschland, Österreich und der Schweiz wurde in drei Etappen durchgeführt. Die Erhebung empirischer Daten bei allen Altersstufen fand 2015 in Deutschland und in der Schweiz statt; 819 gültige Fragebogen konnten ausgewertet werden. Die zweite Erhebung 2017 erreichte 190 Braille-Nutzende im Alter von elf bis 22 Jahren. Bei ihnen wurden mit standardisierten Tests Lese- und Hörkompetenzen sowie Rechtschreibung erfasst. 2018 schließlich wurden in der dritten Erhebung in zehn Fokusgruppen-Interviews zentrale Ergebnisse qualitativ reflektiert.

ERGEBNISSE

Ein zentrales Ergebnis der drei Erhebungen ist, dass alle Altersgruppen die Bedeutung der Brailleschrift auch heute als sehr hoch einschätzen. Die tendenziell etwas geringere Einschätzung bei den jüngsten Teilnehmenden im Alter bis 22 Jahre kann allerdings als Indiz dafür interpretiert werden, dass sich diese Altersgruppe in stärkerem Maße auditiven Informationszugängen zuwendet. Der von den jungen Teilnehmenden erzielte höchste Wert bei der tatsächlichen Nutzung von Sprachausgabesystemen unterstützt diese Interpretation.

Generell zeigt sich, dass das Lesen auf Papier nach wie vor eine bedeutende Rolle hat, auch wenn auditive Arbeitsweisen in allen Altersgruppen durchaus häufig angewendet werden. So



BRAILLEZEILE: COMPUTERAUSGABEBERÄT, DAS ZEICHEN IN BLINDENSCHRIFT ÜBERSETZT

wird die Sprachausgabe oftmals in Kombination mit dem Lesen auf der Braillezeile eingesetzt, also mit einem speziellen Computerausgabegerät, das Zeichen in Blindenschrift übersetzt. Professor Lang stellt fest: „Die Betroffenen kombinieren heute entsprechend ihrer individuellen Fähigkeiten und Vorlieben verschiedene Lese- und Schreibstrategien miteinander. Es ist also nicht so, dass die assistiven Technologien die Blindenschrift verdrängen - sie ergänzen einander vielmehr. Hören wie Lesen sind zwei je verschiedene Kompetenzen, wobei die eine keinen grundsätzlichen Ersatz für die andere darstellt.“ Die Vielfalt der Braille-Nutzung in Kombination mit assistiven Technologien lässt annehmen, so die Forscher, dass das Ausstattungsniveau mit lese- und schreibspezifischen Hilfsmitteln in Deutschland, Österreich und in der Schweiz im Schul-, Ausbildungs- und Berufsalter hoch ist.

Die Studie belegt erwartungsgemäß, dass für das Lesen der Brailleschrift zwei- bis dreimal mehr Zeit benötigt wird als für das Lesen ohne Sehbeeinträchtigung. Bestätigt wurde zudem die Annahme, dass Informationen schneller durch Hören als durch Brailleschrift-Lesen aufgenommen werden. Braille als Vollschrift wird im Durchschnitt mit achteinhalb Jahren erlernt, ihre Computer-adaptierte Form mit knapp zehn Jahren und die Kurzschrift mit elfeinhalb Jahren. Ein weiteres interessantes Ergebnis ist in diesem Kontext, dass es in allen Braille-Versionen schnelle Leserinnen und Leser gab und diese in der Regel auf Papier lasen. Die Studie zeigt, dass eine früh einsetzende Braille-Leseförderung die Lesegeschwindigkeiten erhöht.

Blinde und hochgradig sehbehinderte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene weisen grundsätzlich altersgemäße Kompetenzen in der Rechtschreibung auf. „Nicht-Sehen wirkt sich also nicht negativ auf Rechtschreibkompetenzen aus“, betonen die Forscher. Hier wird aber auch sichtbar, dass die schnellen Leserinnen und Leser der Brailleschrift die Nase vorn haben: „Niedrige Werte in der Leseflüssigkeit und in der Lesegeschwindigkeit gehen einher mit niedrigeren Werten im

Leseverstehen und in der Rechtschreibung“, erläutern Markus Lang und Ursula Hofer. Am problematischsten sind durchgängig die Leistungen der Teilnehmenden, die dual Brailleschrift und vergrößerte Schwarzschrift nutzen. Diese Gruppe zeigte oftmals nur geringe Braille-Lesekompetenzen.

SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR DEN UNTERRICHT

Welche Schlussfolgerungen können aus diesen Ergebnissen der ZuBra-Studie für den Schulunterricht gezogen werden? Die Nutzung der Sprachausgabe neben dem Lesen in oberen Klassenstufen ist eine schlichte Notwendigkeit zur Bewältigung des umfangreichen Unterrichtsstoffs. Der Einsatz auditiver Strategien sollte daher zielgerichtet, aufgaben- und fächerspezifisch sein. Effizientes Hören ist als Kompetenz dabei gezielt zu fördern. Hinsichtlich des Brailleschrift-Lesens gilt, dass angemessene Maßnahmen des Nachteilsausgleichs notwendig sind. Hinzutreten sollten ein früh einsetzendes individuelles Training von Lesekompetenzen und fächerübergreifendes Unterstützen regelmäßigen Lesens (insbesondere bei dualer Schriftnutzung). Für den Ausbau von Rechtschreibkompetenzen können zudem angemessene Kontrollmöglichkeiten des Schreibens wie etwa die gezielte Nutzung von Rechtschreibprogrammen hilfreich sein.

FINANZIELLE UNTERSTÜTZUNG

Das Projekt wurde finanziell unterstützt von den beteiligten Hochschulen, vom Eidgenössischen Departement des Inneren, von der Ernst Göhner Stiftung, der Herbert Funke Stiftung, der Dr. Gabriele Lederle Stiftung, vom Verband für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik, von der Schweizerischen Stiftung für Taubblinde „Tanne“, dem Heilpädagogischen Schul- und Beratungszentrum Sonnenberg und dem Schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverband.





TEXT VERENA LOOS

WENN DIE HÄNDE ZU AUGEN, OHREN UND STIMME WERDEN

Im Bereich Taubblindenpädagogik wird in Heidelberg Pionierarbeit geleistet. Ziel ist es, die Interaktion mit Menschen, die weder sehen noch hören, zu verbessern.

Mir persönlich macht die Vorstellung Angst, dauerhaft nicht mehr sehen zu können. Nahezu panisch werde ich bei der Vorstellung, nicht nur nichts sehen, sondern zusätzlich auch nichts mehr hören zu können. Dieser Gedanke beschäftigt mich seit einem Interview, das ich für die **daktylos**-Ausgabe 2019 mit Professorin Dr. Andrea Wanka geführt habe, immer wieder. Ich hatte mich darauf vorbereitet, über Menschen zu sprechen, die taubblind geboren werden, also die Kommunikation über Augen und Ohren gar nicht kennen. Am Ende haben wir lange über die Menschen gesprochen, die diese Fähigkeiten erst im Laufe ihres Lebens verlieren – etwa durch einen Schlaganfall.

Und plötzlich war das Thema „Taubblindheit“ ganz nah; immerhin gehört der Schlaganfall weltweit zu den häufigsten Ursachen für lebenslange körperliche Einschränkungen. Tendenz steigend. Übrigens auch bei Menschen unter 50.

Immer wenn der Gedanke, jemand aus meiner Familie oder ich selbst könnte taubblind werden, zu beängstigend wird, rufe ich mir in Erinnerung, dass es ja Menschen wie Andrea Wanka gibt. Wer sie kennt, weiß, wie leidenschaftlich sie – und andere – sich für die Bedarfe

und Bedürfnisse von Menschen mit Taubblindheit einsetzt. Durch dieses Engagement hat sich in dem Bereich bereits viel getan; auch wenn der Weg insgesamt noch lang ist.

EXPERTINNEN UND EXPERTEN AUSBILDEN

Seit 2018 gibt es zum Beispiel an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg – ermöglicht durch eine Förderung der Friede Springer Stiftung – die weltweit erste Stiftungsprofessur für Taubblinden-/Hörsehbehindertenpädagogik. Besetzt ist sie mit eben Dr. Andrea Wanka: Die Professorin gilt auf ihrem Gebiet als ausgewiesene Expertin und leistet sowohl in der Lehre als auch in der Forschung Pionierarbeit, wie Eva Luise Köhler (Eva Luise und Horst Köhler Stiftung für Menschen mit Seltene Erkrankungen) in ihrem Grußwort zur Inauguration betont.

So bildet Wanka seit dem Wintersemester 2019/2020 an der PH Heidelberg angehende Sonderpädagoginnen und -pädagogen zu Expertinnen und Experten bezüglich der spezifischen Bedarfe von Kindern und Jugendlichen mit Taubblindheit aus. Die Hochschule schließt damit eine Lücke, fehlt es doch im deutschsprachigen Raum bislang an qualifizierten Lehrkräften für die Arbeit mit dieser Zielgruppe.

TAUBBLINDHEIT IDENTIFIZIEREN

Die Studierenden sind dabei auch in die Forschungsarbeit Wankas eingebunden. Dass die weitere Erforschung der Taubblindheit dringend notwendig ist, zeigen Studien: Demnach sind zum Beispiel 20 Prozent der Menschen mit schwerer geistiger oder körperlicher Beeinträchtigung undiagnostiziert von einer Taubblindheit betroffen. „Jemand, der von Geburt an weder hört noch sieht, hat einen zum Teil sehr veränderten Zugang zu Kommunikation. Als Folge versteht die Umgebung häufig nicht, dass diese Person taubblind und nicht bzw. nicht ausschließlich kognitiv behindert ist. Eine Berücksichtigung der spezifischen Unterstützungs- und Bildungsbedürfnisse taubblinder Menschen erfolgt dann nicht“, erläutert Wanka.

Eine Studie kommt bereits 2015 zu der Empfehlung, eine entsprechende Testung in Schulen für Kinder mit geistiger und körperlicher Behinderung durchzuführen. Bislang fehlt es jedoch an einem validen Verfahren zur Identifizierung einer angeborenen Taubblindheit. Gemeinsam mit der stiftung st. franziskus heiligenbronn und der Stiftung Nikolauspflanzung Stuttgart arbeitet Wanka daher zurzeit daran, das weltweit erste valide Tool zum funktionalen Hör- und Sehvermögen für Kinder und Jugendliche mit Taubblindheit zu entwickeln.

Im Rahmen einer Vorstudie hat die Professorin gemeinsam mit Studierenden bereits am Markt befindliche Testgeräte zur Messung des Gesichtsfeldes und der Sehschärfe gesichtet bzw. haben die Studierenden zur Einschätzung des Hörvermögens eigens eine App entwickelt. „Wir haben bei einer ersten Erprobung festgestellt, dass viele der bestehenden Angebote für Kinder langweilig sind und diese dann schnell das Interesse verlieren. Mit der Folge, dass die Testung auf Taubblindheit nicht bzw. nur bedingt abgeschlossen werden kann“, berichtet Wanka. Also hat das Team um die Sonderpädagogin die bestehenden Materialien weiterentwickelt und etwa die Oberflächen verschiedenartig gestaltet: „Menschen mit Taubblindheit kommunizieren primär über ihren Tastsinn. Wir gehen davon aus, dass sich durch verschiedene Materialien – wie etwa Stoff, Papier oder Metall – die Bandbreite der Reaktionen von Menschen mit Taubblindheit erhöht und damit unser Verständnis ihrer Bedarfe und Bedürfnisse“, so Wanka.

Genauer untersucht werden soll dies in der Hauptstudie, die Corona-bedingt auf Frühjahr 2021 verschoben wurde: „Unsere Zielgruppe gehört zur Risikogruppe und unsere Forschung bedingt einen engen Körperkontakt. Bis dies wieder möglich ist, arbeiten wir insbesondere daran, die Genauigkeit des Screeningbogens weiter zu verbessern. Dieser soll helfen, Auffälligkeiten im Hören und/oder Sehen frühzeitig zu

identifizieren“, informiert Wanka. Das gesamte Projekt soll im Frühjahr 2022 abgeschlossen sein und verspricht wichtige Erkenntnisse zur Identifizierung von Menschen mit angeborener Taubblindheit und in Folge eine Steigerung ihrer Lebensqualität.

QUALIFIZIERUNG VERBESSERN

Ein ähnliches Ziel hat letztendlich auch ein weiteres Vorhaben der Sonderpädagogin; allerdings steht hier die Qualifizierung von Menschen, die in der Taubblindenpädagogik tätig sind, im Fokus. „Menschen, die taubblind sind, gebrauchen wie gesagt ihren Tastsinn, um sich auszudrücken. Für uns Sehend-Hörende ist es eine Herausforderung, diese äußerst individuellen Verhaltensweisen zu erkennen, und noch schwieriger, sie richtig zu interpretieren“, erklärt die Professorin.

Menschen, die mit taubblinden Personen arbeiten, sollen daher zu kompetenten Kommunikationspartnern qualifiziert werden. Dabei liegt der Schwerpunkt neben theoretischen Überlegungen in der Regel auf praktischen Übungen, bei denen die Teilnehmenden einmal die Rolle der Person mit Taubblindheit und einmal die Rolle des Kommunikationspartners einnehmen. „Der Sehend-Hörende soll hierdurch seine Haltung gegenüber den Menschen mit Taubblindheit reflektieren und begreifen, wie etwa Kommunikation über das Teilen von Erfahrungen möglich ist. Bislang wurde jedoch nicht wissenschaftlich untersucht, inwiefern dieser Effekt überhaupt eintritt“, sagt Wanka.

Zur Beantwortung ihrer Forschungsfragen arbeitet die Sonderpädagogin mit Professorin Dr. Marleen Janssen (University of Groningen/Niederlande) sowie mit den deutschen Kompetenzzentren für Menschen mit Taubblindheit/Hörsehbehinderung zusammen. Gemeinsam wollen sie die Teilnehmenden sowohl vor als auch nach einer Qualifizierung befragen. Da durch die Corona-Pandemie die Qualifizierungsangebote zurzeit ausgesetzt sind, wurde die Hauptuntersuchung auf Ende 2020 verschoben. Mit den ersten Voruntersuchungen zeigt sich Wanka jedoch zufrieden und zuversichtlich, dass durch die am Ende gewonnenen Erkenntnisse die vorhandenen Qualifizierungsangebote und damit die Interaktion mit taubblinden Menschen verbessert werden können.

PERSPEKTIVWECHSEL

Seit der letzten **daktylos**-Ausgabe habe ich über all das immer wieder mit Andrea Wanka gesprochen. Mir persönlich macht die Vorstellung, taubblind zu sein, immer noch Angst. Jetzt beruhigt mich jedoch das Wissen, dass es Menschen gibt, die zwischen den Welten vermitteln und dass eine Taubblindheit nicht das Ende bedeuten muss, sondern auch ein Anfang sein kann.



WELCHE SPRACHE SPRICHT MEIN KIND?

KINDER UNTER DREI JAHREN LERNEN MEHRERE SPRACHEN NEBENBEI. WORAUF ELTERN UND KITA-FACHKRÄFTE ACHTEN SOLLTEN, ZEIGT DAS PROJEKT „GEMEINSAM ZUR SPRACHE“.

TEXT COSIMA STAWENOW

„Ich möchte, dass mein Sohn später Tunesisch spricht.“ Ein engagierter Vater hat in seiner Elternzeit täglich den arabischen Dialekt mit seinem Anderthalbjährigen gesprochen. Aber seit er wieder zur Arbeit geht, fehlt diese gemeinsame Zeit, und sein Sohn lernt Deutsch schneller. Ähnliches erlebt eine Mutter, die aus Polen stammt: „Für mein Sohn war Polnisch die erste Sprache. Aber seit er fünf Jahre alt ist, hat er aufgehört, diese Sprache zu sprechen.“ Verschiedene Familien, eine Sorge: Welche Sprache - oder Sprachen - wird mein Kind später sprechen? Und was können Eltern, Kita und Schule dazu beitragen?

KINDER UNTER 3 JAHREN LERNEN AM SCHNELLSTEN

„Der Spracherwerb beginnt bereits im Mutterleib während der Schwangerschaft. Hier hört das Kind die Melodie der Sprachen, die in seiner direkten Umgebung gesprochen werden. Und in den ersten drei bis vier Lebensjahren sind Kinder die besten Sprachlerner.“ Das sagt Dr. Anke Buschmann, Leiterin des Zentrums für Entwicklung und Lernen Heidelberg (ZEL) und Lehrbeauftragte an der Hochschule. Das heißt, in dieser frühen Phase im Leben fällt es besonders leicht, mehrere Sprachen gleichzeitig zu lernen.

Kinder unter drei Jahren stehen daher im Fokus der Spracherwerbsforschung von Prof. Dr. Steffi Sachse an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Bislang liegen kaum Ergebnisse zum pädagogischen Umgang mit Mehrsprachigkeit im U3-Bereich vor. Eine Lücke schließt das Projekt „Gemeinsam zur Sprache“, das 2017 von der Pädagogischen Hochschule Hand in Hand mit dem Zentrum für Entwicklung und Lernen Heidelberg (ZEL) initiiert wurde. Auftraggeber ist das Hessische Ministerium für Soziales und Integration.

Bundesweit einzigartig ist, dass drei sogenannte Bildungsorte (Kindertagespflege, Kita, Elternhaus) gemeinsam ihren Umgang mit Mehrsprachigkeit reflektieren. In Workshops lernen die Teil-

nehmenden, wie sie eine mehrsprachige Entwicklung ihrer Kinder von Anfang an gut begleiten.

WORKSHOPS AN VIER STANDORTEN

Das innovative Format wurde bisher an vier Standorten in Hessen durchgeführt. Das Projekt läuft bis 2022. 2020 kommen vier weitere Standorte hinzu. Die Kurse finden statt unter der Leitung von Dr. Anke Buschmann. Prof. Sachse und ihr Team der Pädagogischen Hochschule begleiten das Projekt wissenschaftlich. Sie interviewen die Teilnehmenden fortlaufend, um in Erfahrung zu bringen, ob das Format als gewinnbringend erlebt wird und welche weitere Begleitung notwendig ist. Workshop-Koordinatorin ist Carmen Huck, tätig an der Hochschule und im ZEL. Sie ist die direkte Ansprechpartnerin für die zahlreichen Fragen von Eltern und Fachkräften aus Kindertagespflege und Kita rund um den frühen Spracherwerb. Die Kindheitspädagogin und Erziehungswissenschaftlerin leitet seit 2018 Kurse zu den Themen „Rolle der Bezugspersonen für einen erfolgreichen Spracherwerb“ und „Mehrsprachige Erziehung“.



DR. ANKE BUSCHMANN (LINKS) IST GRÜNDERIN UND LEITERIN DES ZENTRUMS FÜR ENTWICKLUNG UND LERNEN HEIDELBERG (ZEL), CARMEN HUCK (MITTE) IST WORKSHOP-LEITERIN AM ZEL, RECHTS REDAKTEURIN COSIMA STAWENOW.

Das Projekt kommt gut an. Nach der ersten sechsteiligen Workshopreihe bezeichneten sich die Fachkräfte als kompetenter in den Bereichen Sprachliche Bildung und Mehrsprachigkeit. Positiv hervorgehoben wurde, dass Eltern, Kindertagespflegepersonen und Kita-Fachkräfte ihren Wissensstand und ihre Handlungskompetenz gegenseitig stärken konnten. Einige gaben an, dass sie nun bewusster auf den kulturellen Blickwinkel ihres Gegenübers achten.

Den Blick für die andere Kultur schulen: Das scheint eine Kernkompetenz zu sein, wenn man verstehen will, was in Tagespflege und Kita geschieht. Kommt ein Kind aus einem nicht-deutschsprachigen Elternhaus, lernt es spätestens in der Kita Deutsch. Können die Eltern ebenfalls Deutsch gut sprechen, geschieht es häufig, dass

Kinder, die in einer anderen Sprache groß wurden, mit der Zeit ins Deutsche wechseln, wenn sie sich mit ihren Eltern unterhalten.

Wie können nun die Erwachsenen beim Sprechenlernen unterstützen? Vieles machen Eltern und Fachkräfte intuitiv richtig. Die Workshops des ZEL stärken dabei die bereits vorhandenen Kompetenzen.

ES GIBT KEINE „FALSCHER“ SPRACHE

Dabei gilt: Je mehr Stunden ein Kind am Tag mit einer Sprache verbringt, umso eher spricht es sie später. Beispiel Bücherlesen: Wenn ein Kleinkind Gelegenheit hat, mit einem Erwachsenen über die Bilder zu sprechen, wächst sein Sprachschatz schneller, als wenn ihm nur vorgelesen wird. Umgekehrt: Wollen die Eltern, dass ihr Kind die Sprache des Elternhauses später gut beherrscht, sollen sie sich viel mit dem Kind beschäftigen. Dabei ist nicht die Menge an Zeit allein entscheidend, sondern dass die Kinder Freude an der Sprache haben. Wichtig sei, dass alle Beteiligten positiv über die Sprachen sprechen, die das Kind lernt. Kinder sollen von klein auf erfahren, dass es keine „falsche“ Sprache gibt, so ZEL-Leiterin Buschmann.

Häufig erhalten Eltern die Empfehlung, mit dem Kind immer in der eigenen Muttersprache zu kommunizieren. Das muss aber nicht sein, sagt ZEL-Leiterin Buschmann. Welche Sprache gesprochen wird, kann je nach Situation variieren. „Wenn die Eltern beim Abholen in der Kita mit einer Erzieherin und mit dem Kind Deutsch sprechen, bedeutet das eine positive Aufwertung der deutschen Sprache für das Kind - auch, wenn die Eltern Deutsch nicht so gut beherrschen“, erklärt Buschmann. Umgekehrt darf eine Erzieherin oder ein Erzieher aus Polen ein polnischsprachiges Kind ruhig in der gemeinsamen Muttersprache ansprechen - zumindest in der Eingewöhnungsphase.

„Sprechen Sie mit Ihrem Kind in der Sprache, in der Sie sich am wohlsten fühlen“, empfiehlt auch Carmen Huck den Teilnehmenden in ihren Kursen immer wieder. Dem Vater aus Tunesien schlägt sie vor: „Schaffen Sie zusammen mit Ihrem Sohn schöne Erlebnisse in Ihrer Sprache.“ Das kann ein gemeinsamer Zoobesuch sein, Kuchen backen, Vorlesen oder Singen mit dem Kind.

INFOBOX » » » »

Das Projekt „Gemeinsam zur Sprache“ gibt es seit 2017. Familien, Tagespflegepersonen und Kita-Fachkräfte lernen gemeinsam, wie sie eine mehrsprachige Entwicklung von Anfang an gut begleiten. Die mehrstufigen Workshops richten sich an Eltern sowie an Fachkräfte aus Kindertagespflege und Kita von Kindern unter drei Jahren in Hessen. Die Kurse werden vom Zentrum für Entwicklung und Lernen Heidelberg (ZEL) durchgeführt. An der Pädagogischen Hochschule Heidelberg wird das Projekt fortlaufend evaluiert. Auftraggeber ist das Hessische Ministerium für Soziales und Integration. « «



Lernen wird maßgeblich davon beeinflusst, ob ich mein Gegenüber oder ein geschriebenes Wort verstehe - und bei Unverständnis erkenne, dass Nachfragen weiterhilft. Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen, Autismus und anderen Beeinträchtigungen weisen Defizite bei diesem „Monitoring des Sprachverstehens“ auf.

„Unterstreiche alle Instrumente im Text!“ Peter kann mit der Anweisung, die die Kinder der Inklusionsklasse in einer Grundschule von ihrer Lehrerin erhalten haben, nicht viel anfangen: Er streicht wahllos Wörter durch. Auch Anna runzelt die Stirn und zögert hilflos. Max hingegen meint: „Hä?“ Und Lisa fragt gezielt: „Was sind Instrumente?“

Viele Kinder in der Klasse haben Schwierigkeiten, den Begriff „Instrument“ zu verstehen. Sie reagieren jedoch sehr unterschiedlich darauf. Nur Max und Lisa, die nachgefragt haben, werden sicher eine Klärung des Begriffs erhalten. Kinder wie Peter und Anna jedoch werden häufiger Misserfolge in Lernen und Kommunikation erleben: Sie erkennen wie Peter ihr eigenes „Nichtverstehen“ nicht, trauen sich nicht nachzufragen oder verfügen wie Anna nicht über sprachliche Formulierungen, ihr Unverständnis auszudrücken. Im Gruppenkontext ist ihr Verstehensproblem ohne eine Nachfrage nicht sofort erkennbar.

MONITORING DES SPRACHVERSTEHENS

Die bedeutsame Strategie, sein eigenes Nichtverstehen zu er-

kennen und gezielt nachzufragen, wird auch als „Monitoring des Sprachverstehens“ (MSV) bezeichnet. Insbesondere ab dem Schulalter ist dies eine wertvolle Strategie, um Probleme beim Sprachverstehen zu beseitigen und dadurch Lern- und Kommunikationserfolg erleben zu können. In den aktuellen Deutsch-Lehrplänen ist dieses Nachfragen als Lernziel verankert, beispielsweise im Bildungsplan der Grundschule von Baden-Württemberg (2016) unter den prozessbezogenen Kompetenzen „Sprechen und Zuhören“. „Gezieltes Nachfragen“ - Erkennen von Nichtverstehen und Formulieren von Nachfragen - wird jedoch oftmals als Fähigkeit vorausgesetzt und nicht spezifisch gelernt.

FORSCHUNGSERGEBNISSE

Altersgemäß entwickelte Kinder zeigen bereits mit ein- bis zwei Jahren ein effektives MSV, indem sie falsche Benennungen zurückweisen oder mit „Hä?“ nachfragen. Bis zum Schuleintritt verfügen sie in der Regel über ein spezifisches Monitoring des Sprachverstehens, so dass sie auf Aufforderungen wie „Frag nach, wenn du etwas verstehst!“ entsprechend reagieren. Kin-

der mit Sprachentwicklungsstörungen, die Probleme im Sprachverstehen (unterstreichen vs. durchstreichen), in der Grammatik („Ich habe der Stift gegeben“) oder im Wortschatz („Apfel“ statt „Birne“) haben, können diese Strategie oftmals nicht effektiv anwenden und erleben häufiger Nichtverstehen, wie eigene Forschungsprojekte gezeigt haben (u.a. Schönauer-Schneider & Eberhardt, 2017: „Hä?“ Monitoring des Sprachverstehens bei Kindern mit Sprachentwicklungsstörung und Kindern mit Autismus. *Forschung Sprache*, 5, 2). So erhielten etwa 20 Grundschulkindern mit Sprachentwicklungsstörungen und zehn Grundschulkindern im Autismus-Spektrum Anweisungen, die aus verschiedenen Gründen nicht verständlich waren, z.B. akustisch: „Setze das Mädchen auf [Husten]!“ oder unbekanntes Wort: „Setze den Jungen in die Botanik!“. Obwohl den Kindern vorher die Möglichkeit des Nachfragens explizit angeboten wurde, fragten die Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen und teilweise auch diejenigen im Autismspektrum deutlich seltener nach als die 20 altersgemäß entwickelten Kinder - und teilweise erkannten sie das Verstehensproblem nicht einmal. Häufig führten sie irgendeine Handlung aus oder reagierten nur nonverbal, etwa mit Stirnrunzeln und Blickkontakt.

In einem weiteren Forschungsprojekt mit 34 ein- und mehrsprachigen Kindern mit Sprachentwicklungsstörungen im Vergleich zu 21 sprachunauffälligen Kindern zeigen sich ähnliche Ergebnisse. Insbesondere in Gruppensettings führen diese falschen oder nonverbalen Reaktionen jedoch eher zu Misserfolg und werden schnell als Verhaltensauffälligkeit oder mangelnde Konzentration bewertet.

FÖRDERMÖGLICHKEITEN

Um MSV als „Überlebensstrategie“ bei Verstehensproblemen einsetzen zu können, benötigen Kinder mit Störungen in den Bereichen Sprachentwicklung, Hören, Aufmerksamkeit oder bei anderen Auffälligkeiten ein gezieltes Training. In Einzelfall- und kleinen Gruppenstudien konnte bei 18 Kindern mit Verstehensproblemen im Vergleich zu zehn Kontrollkindern einer 2. Jahrgangsstufe gezeigt werden, dass bereits wenige Einheiten zum MSV effektiv sein können (Dziallas & Schönauer-Schneider, 2012: *Frag doch nach! L.O.G.O.S. interdisziplinär*, 20, 4).

In einer ersten Einheit wurde mit den Grundschulkindern erarbeitet, was „gutes Zuhören“ umfasst (u.a. gut die Ohren spitzen, gut sitzen, gut hinschauen, gut mitdenken). Daneben ist ein grundlegender Baustein das Schaffen einer Fragekultur. Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen zeigen häufig ein geringes Selbstwertgefühl und sehen Verständnisprobleme meist als Eingeständnis von Unfähigkeit oder Schuld. Insbesondere in inklusiven Settings kommt der Vergleich mit sprachlich deutlich stärkeren Kindern hinzu. Kommentare wie „Frag halt nicht schon wieder!“ verstärken diese Zuweisung - es wird noch seltener nachgefragt. Erst wenn in einer Klasse Fragen durchweg als positiv und lernfördernd gesehen werden, entsteht ein MSV-förderliches Kommunikationsklima. Dies erreicht man durch positive Verstärkung wie: „Toll, dass du nachfragst!“ oder „fragende Modelle“: „Oh, das ist ein schweres Wort. Was heißt denn ...?“.

In einer anderen Einheit wurde mit den Kindern an der Unterscheidung von Wissen, Raten und Nichtwissen gearbeitet, da viele Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen Raten und Wissen gleichsetzen. Sie verstehen oftmals nur Bruchstücke einer Äußerung und reimen sich den gesamten Inhalt zusammen. Somit fehlt ihnen auch eine Unterscheidung, ob sie etwas ganz oder gar nicht verstanden haben. Als abschließende Einheit wurden gezielt Äußerungen präsentiert, die akustisch (zu leise, zu schnell, Störgeräusch), inhaltlich (mehrdeutig, nicht möglich/komisch) oder komplexitätsbedingt (unbekanntes Wort, zu lange komplexe Anweisung) nicht verständlich waren. Thematisch wurden in einigen Projekten curriculare Inhalte verwendet, z.B. „Uhrzeit“: „Stelle den Zeiger auf 10 - Welchen Zeiger?“, „Nimm die Quarzuhr! - Was ist eine Quarzuhr?“. Anhand verschiedener Methoden konnte hier das effektive Nachfragen gesteigert werden. Eine Handpuppe oder die Lehrkraft fungierte als Modell: „Das habe ich nicht gehört. Kannst du es bitte nochmal sagen?“. Effektive Nachfragen von Kindern wurden stets gelobt und fehlende Nachfragen metasprachlich reflektiert: „Hast du das jetzt verstanden? ... Was kann man da tun? ... Nachfragen, genau!“. Zusätzlich war für einige Kinder viel Übung auch im Formulieren der Frage notwendig. Verschiedene Fragen wurden mithilfe von Piktogrammen visualisiert, z.B. als Sprechblase mit Blitz: „Das ist komisch“.

In jüngster Zeit wird nicht mehr nur das Monitoring des Sprachverstehens auf Satzebene, sondern auch auf Textebene untersucht, etwa in der Form, ob Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen in kurzen Geschichten bemerken, wenn Inhalte nicht zusammenpassen oder den Erwartungen entsprechen. Erste Studien lassen vermuten, dass Kinder mit Sprachentwicklungsstörungen hier wiederum besondere Probleme im Monitoring aufweisen.

FORTBILDUNGEN UND SCHULWORKSHOPS

„Monitoring des Sprachverstehens“ ist ein wichtiger und dennoch in pädagogischen „Settings“ bisher nicht ausreichend bekannter Aspekt interpersonaler Kommunikation. Durch Schulworkshops und Lehrkräftefortbildungen zum Thema ist effektiver Wissenstransfer auf den Weg gebracht; die angebahnte Kooperation mit dem Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum mit dem Förderschwerpunkt Sprache an der Stauffenbergsschule Heidelberg ist hier ein wichtiger Schritt.



DR. WILMA SCHÖNAUER-SCHNEIDER ist seit 2019 Professorin für Pädagogik und Didaktik der Sprachbehinderten an der Hochschule. Ihre Forschungsschwerpunkte sind u.a. „Monitoring des Sprachverstehens“ und Sprachförderung mit neuen Medien/Adaptable Books.



INKLUSION UND DIGITALISIERUNG

Kann moderne Technik die Lebensqualität von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung steigern?

Zwei Promovierende der Pädagogischen Hochschule Heidelberg suchen nach Antworten.

TEXT VERENA LOOS



bedeutet. Andere Bezugspersonen wie zum Beispiel Betreuerinnen und Betreuer in Wohngruppen müssen dies erst lernen. Das ist und bleibt eine hoch individuelle Angelegenheit. Ein entsprechendes Konzept könnte den Prozess indes deutlich beschleunigen und den Kreis potenzieller Bezugspersonen vergrößern - beim gleichzeitig verbessertem Verständnis der Bedarfe und Kommunikationssignale der Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung“, schlussfolgert Krämer.

Da es sich bei der Zielgruppe um eine kleine, äußerst heterogene Personengruppe handelt, arbeitet Krämer mit einer kontrollierten Einzelfallstudie. „Unsere Zielgruppe kann nicht für sich selbst sprechen, als Forschende tragen wir daher eine besondere ethische Verantwortung. Damit fällt eine Emotion wie Trauer bereits weg, da es moralisch nicht vertretbar wäre, diese extra auszulösen“, so der Sonderpädagoge. In einer Vorstudie suchte er daher gemeinsam mit der Familie sowie den Bezugspersonen der Probandin nach Möglichkeiten, andere Emotionen als Trauer zu erzeugen: „In unserem Fall konnte das soziale Umfeld sagen, dass zum Beispiel das Spielen mit einer speziellen Kordel Entspannung und Haare kämmen Ärger auslöst.“

In einem nächsten Schritt wurde die Probandin langsam an das Forschungsdesign herangeführt, indem ihr etwa das angelegte Messarmband - vergleichbar mit einer Fitnessuhr - sowie die Videokamera gezeigt und ihre Reaktionen beobachtet wurden: „Hätte sie bereits hier im Auge der Familie bzw. der Bezugspersonen negativ reagiert, hätte ich die Vorstudie abgebrochen. So aber konnte ich zu verschiedenen Messzeitpunkten testen, wie sich zum Beispiel ihr Hautleitwert bzw. ihr Herzschlag bei unterschiedlichen Stimuli verändert“, berichtet Krämer. Im Anschluss an die Durchführung hat der Doktorand sowohl mit den Bezugspersonen als auch mit den Eltern gesprochen sowie die aufgezeichneten Videos und Messdaten gesichtet. Dabei zeigte sich, dass bei der Probandin der Hautleitwert und damit



die emotionale Erregung sinkt, wenn sie entspannt ist; freut oder ärgert sie sich, steigen die Werte - allerdings unterschiedlich schnell und stark.

CORONA UND DIE FOLGEN

In der Hauptuntersuchung sollen nun weitere Personen entsprechend untersucht werden, um die Datengrundlage zu erhöhen. Die Corona-Pandemie erschwert die Forschung Krämers - anders als bei Engelhardt - jedoch deutlich: „Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung gehören zur Hochrisikogruppe. Ich weiß zurzeit nicht, wann ich wieder in Kontakt mit den Teilnehmenden treten kann. Dazu kommt, dass meine Forschung ein enges Vertrauensverhältnis erfordert - das mit Mundschutz und Sicherheitsabstand aufzubauen, ist nahezu unmöglich.“ Statt einer Monografie plant der Doktorand nun eine kumulative Promotion über mehrere Publikationen hinweg: „Während der Pandemie beschäftige ich mich nochmals intensiver mit den theoretischen und ethischen Fragen meiner Forschung. Sobald ein persönlicher Kontakt wieder möglich ist, führe ich die Haupterhebung durch, die dann hoffentlich grundlegende Erkenntnisse darüber liefert, wie sich die Emotionsausdrücke von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung unterscheiden lassen“, sagt Krämer abschließend.

Es gibt Menschen, bei denen eine körperlich-motorische Behinderung mit einer Beeinträchtigung der Sinne oder einer Krankheit zusammenkommt. Diese Menschen sind beispielsweise querschnittsgelähmt und haben zudem etwa Epilepsie. Weisen diese Menschen zusätzlich noch eine schwere geistige Behinderung auf, spricht man von einer schweren und mehrfachen Behinderung. Die Bedarfe und Bedürfnisse dieser heterogenen Personengruppe zu erkennen sowie zu erfüllen ist eine Herausforderung. Abhilfe könnte das Vorhaben INSENSION schaffen, das untersucht, ob moderne Technik die Kommunikation für und mit diesen Personen verbessern kann. Das Projekt am Institut für Sonderpädagogik wird von zwei Promotionen unterstützt: Meike Engelhardt geht der Frage nach, ob bzw. inwieweit Technologien die Betreuung durch unvertraute Personen unterstützen können, und Torsten Krämer erforscht, wie sich Emotionsausdrücke auf Grundlage von physiologischen Veränderungen unterscheiden lassen. Beide Arbeiten werden von Professor Dr. Peter Zentel betreut.

BETREUUNG UNTERSTÜTZEN

Im Fokus der Doktorarbeit von Meike Engelhardt stehen die Betreuerinnen und Betreuer sowie deren Umgang mit ihnen unvertrauten Personen: „Es kommt immer wieder vor, dass die eigentliche Bezugsperson - zum Beispiel der Klassenlehrer oder die Klassenlehrerin - erkrankt oder im Urlaub ist. Die Betreuung wird dann häufig von jemandem übernommen, der mit den Bedarfen und Kommunikationsweisen der Person mit schwerer und mehrfacher Behinderung nicht oder kaum vertraut ist“, erklärt Engelhardt. „Da die Verhaltenssignale dieser Menschen hoch individuell sind, stellt deren Wahrnehmung und Deutung für Außenstehende eine besonders große Herausforderung dar. Dies birgt das Risiko, dass die Qualität der Betreuung leidet, was sich wiederum negativ auf die Lebensqualität der betroffenen Person auswirken kann.“

Die Sonderpädagogin betrachtet daher Situationen, in denen vergleichsweise unvertraute Personen mit und ohne schwere mehrfache Behinderung miteinander in Interaktion treten, und sucht nach Wegen, wie die Betreuungsqualität unterstützt werden kann. Sie nutzt hierfür die Chancen der Digitalisierung und geht der Frage nach, ob bzw. inwieweit assistive Technologien einen Beitrag zur Sicherung der Qualität leisten können. Hierzu hat Engelhardt zunächst mit Angehörigen und pädagogischen Fachkräften über vorhandene Lösungen für die Herausforderung, fremde Personen mit schwerer und mehrfacher Behinderung

zu betreuen, gesprochen. „Es kann davon ausgegangen werden, dass die vorhandenen Lösungen so vielfältig sind wie die Personengruppe, denen sie helfen sollen. Positiv ausgedrückt: Jede Lösung scheint individuell an die jeweilige Person angepasst zu sein. Das Problem dabei: Die Betreuungsperson muss den Überblick darüber behalten, wo und in welcher Form die für die zu betreuenden Personen relevanten Informationen hinterlegt sind“, erläutert Engelhardt.

Eine assistive Technologie, die verschiedene Lösungen in einer Anwendung vereint, könnte hier helfen. Damit diese auch den Bedarfen der Bezugspersonen entspricht, hat die Sonderpädagogin zusätzlich Einzelinterviews mit pädagogischen Fachkräften geführt. Ziel war, deren Erwartungen an und Haltungen zu der Technologie zu ermitteln. Diese sollen unmittelbar in das Konzept einfließen, das Engelhardt bis zum Frühjahr 2021 entwickeln möchte und das eine mögliche assistive Technologie beschreibt. Im Anschluss an die Promotion ist eine Realisierung und Erprobung der Anwendung für die Sonderpädagogin denkbar.

EMOTIONEN UNTERSCHIEDEN LERNEN

Anders als die Arbeit Engelhardts, nimmt Torsten Krämer Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung direkt in den Fokus und geht der Frage nach, wie sich deren Emotionsausdrücke unterscheiden lassen: „Emotionen zu erkennen und richtig zu deuten, ist wesentlicher Bestandteil menschlicher Kommunikation. Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung können ihre Gefühle jedoch kaum bis gar nicht verbal ausdrücken und auch ihre Körpersprache ist sehr individuell. Wir müssen also neue Wege finden, um das Erkennen ihrer emotionalen Zustände zu verbessern“, so Krämer. Er setzt auf physiologische Reaktionen wie etwa einen erhöhten Herzschlag oder die Änderung des Hautleitwerts: „Wir wissen, dass Menschen mit und ohne Behinderung in der Regel physiologisch ähnlich auf emotionale Stimuli reagieren: Unser Herz schlägt dann schneller oder unsere Hände fangen unmerklich an zu schwitzen. Es gibt bislang allerdings kaum Untersuchungen zu der Frage, wie sich physiologische Reaktionen von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung genau bei Emotionen wie Freude oder Ärger äußern.“

Dabei könnte die Antwort - ähnlich wie bei Engelhardt - die Lebensqualität der Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung sowie ihres sozialen Umfelds durchaus steigern: „Eltern wissen oft instinktiv, welches Verhalten welche Emotion

GEDANKEN ZUR ETHIK

Warum die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen so wichtig ist, wenn man über das Leben von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung forscht.

Ein Austausch zwischen Torsten Krämer und daktylos-Redakteurin Verena Loos.

Wir haben für den Bericht über deine Promotion auch kurz über Ethik gesprochen. Das hat bei mir nachgehallt und ich wollte unbedingt noch mal mit dir darüber sprechen.

Torsten Krämer: Gerne. Das Thema ist ja auch wirklich interessant und eine Auseinandersetzung gerade in der Geistig- und Mehrfachbehindertenpädagogik besonders wichtig.

Ich persönlich finde ja das gesamte Forschungsprojekt INSENION spannend: Mich fasziniert die Idee, dass ein Computer lernt, die Körpersprache von Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung zu lesen und für fremde Personen quasi zu übersetzen. Ich stelle mir das als große Erleichterung vor: Die Menschen mit Behinderung erhalten einen weiteren Weg, sich verständlich zu machen, und die Familien die Sicherheit, dass es jemanden oder vielleicht besser etwas gibt, das ihr Kind ebenfalls versteht – immerhin kann man nicht immer da sein.

Das ist das Spannende und Wertvolle daran. Wir reden hier immerhin von Menschen, die – um ein ganz einfaches Beispiel zu wählen – nicht direkt sagen können, dass ihnen zu kalt ist und sie es gerne wärmer hätten. Wir arbeiten daran, dass ein intelligentes System die Zeichen hierfür erkennt und im besten Fall die Heizung direkt hochdreht. Das würde die Selbstwirksamkeit dieser Menschen bereits enorm steigern. Und den Familien gleichzeitig – wie du ja gesagt hast – Sicherheit geben.

Um entsprechende Systeme zu entwickeln, arbeitet ihr unmittelbar mit Menschen zusammen, die ausschließlich non-verbal und damit völlig anders kommunizieren als du und ich. Das ist, als wäre man in einem fremden Land und hätte weder ein Wörterbuch noch einen Übersetzer dabei. Also „spricht“ man mit Händen und Füßen und hofft, dass der andere versteht, was man meint, bzw. man selbst die Antwort des Gegenübers ... Nur dass wir hier nicht von einem Urlaub reden, sondern vom Alltag.

Uns Forschende stellt diese Aufgabe in der Tat vor eine besondere Herausforderung. Und zwar auf vielen Ebenen. Wieder ein kurzes Beispiel: Normalerweise erklären wir unser Vorhaben im Vorfeld der Person und bitten um ihr Einverständnis, das sie uns dann selbst gibt. Gibt sie es nicht, nimmt sie an der Untersuchung nicht teil. Im Kontext schwerer und mehrfacher Behinderung stoßen wir schnell an unsere Grenzen: Wir können die Person, die im eigentlichen Fokus der Forschung steht, nur

bedingt verstehen und das betrifft auch ihr Einverständnis und ihre Ablehnung.

Ist unter den Voraussetzungen eine partizipative Forschung überhaupt sinnvoll?

Eine theoretische Überlegung bringt uns auf der Suche nach Antworten, wie wir die Bedarfe und Bedürfnisse dieser Menschen besser verstehen können, ja nicht weiter. Mal davon abgesehen, dass jeder Mensch das Recht hat, für sich selbst zu sprechen!

Auch wieder wahr. Und dennoch seid ihr gegenüber den Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung in einer enormen Machtposition. Sie können zum Beispiel nicht einfach gehen, wenn ihnen etwa die Art eurer Untersuchung nicht passt.

Diese Tatsache müssen wir immer wieder kritisch reflektieren und uns fragen, ob unsere Arbeit auch wirklich dazu dient, die Lebensqualität dieser Menschen zu verbessern. Im direkten Kontakt müssen wir zudem besonders geduldig und aufmerksam sein. Ich halte es außerdem für essentiell, dass wir uns während des gesamten Forschungsprozesses eng mit dem sozialen Umfeld abstimmen, gemeinsam überlegen, was ethisch vertretbar ist und was nicht, und notfalls das Erhebungsdesign anpassen oder die Durchführung abbrechen.

Du verzichtest zum Beispiel darauf, Trauer oder Ekel zu untersuchen. Gehören nicht auch diese Gefühle dazu und sollten erforscht werden?

Gehören sie, das stimmt. Gerade auf Tagungen erlebe ich es auch, dass andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einer anderen Entscheidung kommen. Ich persönlich sehe es kritisch, diese Art der negativen Gefühle extra auszulösen und habe mich daher – in Abstimmung mit unserer Ethikkommission und mit unserem Team – dagegen entschieden. So heterogen unsere Zielgruppe ist, so vielfältig können allerdings auch die Antworten auf diese Frage sein.

Wirklich ein spannendes Thema, über das es sich lohnt, weiter nachzudenken. An dieser Stelle aber erstmal danke für den Austausch!

CORONA-PANDEMIE ERFORDERT INDIVIDUALISIERTE UNTERSTÜTZUNG

Kinder und Jugendliche mit Behinderung geraten durch die Corona-Pandemie in ein Spannungsfeld von Bildungsrecht und Gesundheit.

TEXT VERA HEYL UND KARIN TERFLOTH

Während der Diskussionen über die Wiederöffnung von Schulen im April 2020 wurde die Situation von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung über längere Zeit kaum thematisiert. Die Mitglieder am Institut für Sonderpädagogik der Hochschule Heidelberg sahen dies mit großer Sorge. Sie machten am 30. April 2020 mit einer öffentlichen Stellungnahme darauf aufmerksam, dass für die Gruppe der Schülerinnen und Schüler mit Behinderung, die in sich äußerst heterogen ist – etwa hinsichtlich Art und Umfang der Förderbedarfe sowie der sozioökonomischen, psychosozialen oder gesundheitlichen Situation –, eine Einheitslösung zur Wiederöffnung der Schulen nicht bedarfsgerecht ist, weder an Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren (SBBZ) noch in inklusiven Settings an Allgemeinen Schulen. Sie forderten vielmehr differenzierte Lösungen.

Hervorgehoben wurde die Notwendigkeit einer individuell angepassten Unterstützung für die Familien von Kindern und Jugendlichen mit sonderpädagogischem Förderbedarf, die die Gestaltung von Bildungsangeboten zuhause vor besondere Herausforderungen stellt. Hingewiesen wurde auch auf die Anpassung von Schutzmaßnahmen für Lehrkräfte und Schülerinnen und Schüler sowie die Einhaltung der jeweiligen Hygienevorschriften durch unterstützenden Personals, etwa Schulbegleiterinnen und -begleiter.

LANGSAMERE LERNPROZESSE

Nach den Pfingstferien wurden die Schulen schrittweise wieder geöffnet, so auch die SBBZ. Seitdem werden die genannten Anliegen kontinuierlich bearbeitet und weiterentwickelt. Viele SBBZ arbeiten im Schichtbetrieb mit halben Klassen, die die eine Hälfte der Woche an der Schule und die andere Hälfte zuhause unterrichtet werden. Dadurch gehen Lernprozesse insgesamt langsamer voran, auch, weil das Erarbeiten und Einhalten von Hygienemaßnahmen ebenfalls Lernzeiterfordert. Zudem mussten Rückschritte in schulischen wie sozialen Kompetenzen, die bei einigen Schülerinnen und Schülern während der Lockdown-Phase entstanden waren, aufgeholt werden. Trotz der ohnehin geringen Klassengrößen an SBBZ ist eine Reduktion der Klassen häufig erforderlich, da zum einen die Räume ein ausreichendes Ab-

standhalten nicht immer ermöglichen und zum anderen viele der Schülerinnen und Schüler aufgrund behinderungsbedingter Vorerkrankungen zu einer Risikogruppe gehören. Letztere erhalten Einzelförderung zuhause, entweder durch eine sonderpädagogische Lehrkraft oder durch digitale Angebote. Sie stoßen bei Vorliegen bestimmter Förderbedarfe aber schnell an Grenzen bzw. bleiben auf persönliche Begleitung angewiesen, so etwa im Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung, wo die im Fokus stehenden handlungsorientierten Zugänge digital kaum umsetzbar sind. Zudem sind einige SBBZ im Hinblick auf digitale Medien nicht gut ausgestattet und die sonderpädagogischen Lehrkräfte sowie die Schülerinnen und Schüler auf eine digitale Bildung nicht ausreichend vorbereitet. Hier besteht Handlungsbedarf seitens der lehrerbildenden Hochschulen sowie der Lehrerfort- und -weiterbildung.

Was im Kontext digitaler Bildung möglich ist, hat jüngst die an der Johannes-Diakonie Mosbach durchgeführte Qualifizierung von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung als Bildungsfachkraft an Hochschulen gezeigt (vgl. hierzu den Beitrag zum Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung auf Seite 8 ff.). Durch intensive persönliche Begleitung, kontinuierliche methodische Einarbeitung und individuelle Anpassung sowie gemeinsame Reflexion ist es gelungen, dass die angehenden Bildungsfachkräfte ihre Bildungsarbeit bereits im digitalen Sommersemester 2020 in Online-Seminaren anbieten konnten.

Die SBBZ setzen sich derzeit intensiv mit den Erfahrungen der letzten Wochen und der Vorbereitung des kommenden Schuljahres auseinander. Vor dem Hintergrund der allgemein herrschenden Ungewissheit wird es auch im Schuljahr 2020/21 darauf ankommen, in Kooperation mit den Familien der Kinder und Jugendlichen mit Behinderung eine individuelle Balance zwischen Sicherheit und Bildungsrecht zu finden.

PROF. DR. VERA HEYL

ist Prorektorin für Studium, Lehre und Weiterbildung. Sie lehrt und forscht im Institut für Sonderpädagogik.

PROF. DR. KARIN TERFLOTH ist Expertin für Pädagogik bei schwerer geistiger und mehrfacher Behinderung und Inklusionspädagogik.



DAS HEIDELBERGER SCHLOSS

TAKTIL ENTDECKEN



Marieke Wydra hat in ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeit geführte Touren und Reliefmodelle entwickelt, die neue Zugänge für Blinde und Sehbehinderte ins Schloss Heidelberg ermöglichen.

TEXT BIRGITTA HOHENESTER-PONGRATZ

Das Heidelberger Schloss ist eines der bekanntesten historischen Monumente auf der ganzen Welt. Tausende Touristen aus den unterschiedlichsten Ländern besuchen jedes Jahr die so pittoresk an den Odenwald geschmiegte Ruine über dem Neckartal. Für Menschen mit Beeinträchtigungen aber ist eine Schlossführung im unebenen und oft schwer zugänglichen Gelände oder das Absteigen in die Altstadt über schmale Treppenfäden ein schwieriges, wenn nicht gar unmögliches Unterfangen. Zwar haben die Verantwortlichen, die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, schon einiges in Sachen Barrierefreiheit unternommen, doch bis Menschen mit Behinderungen das Schloss selbst in vollem Umfang erleben können, ist es noch ein weiter Weg. In einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit an der Pädagogischen Hochschule wurde auf diesem Gebiet jüngst Pionierarbeit geleistet: Marieke Wydra hat neue Elemente für Schlossführungen entwickelt, die blinden und sehbehinderten Menschen Besonderheiten des Heidelberger Schlosses erfahrbar machen. Die Arbeit wurde von Professor Dr. Markus Lang, Institut für Sonderpädagogik, betreut und ist in enger Kooperation mit den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg und dem Badischen Blinden- und Sehbehindertenverein entstanden. Am 12. November 2019 wurde die Führung der Öffentlichkeit vorgestellt.

SCHLOSSFÜHRUNGEN MIT LEITFADEN

Die angehende Sonderpädagogin Marieke Wydra befasst sich in ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeit zunächst mit den allgemeinen Herausforderungen, wenn im Sinne der Barrierefreiheit neue Zugangsmöglichkeiten in denkmalgeschützte Gebäude geschaffen werden. Um die Heidelberger Schlossführerinnen und -führer, die bereits mit viel Persönlichkeit, Wissen und Erfahrung die Führungen mit blinden und sehbehinderten Menschen sensibel gestalten, noch mehr zu unterstützen, hat sie einen Leitfaden für den Umgang mit blinden und sehbehinderten Menschen entwickelt. Darin gibt sie konkrete Hinweise, wie Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung angesprochen, wie Objekte und Entfernungen am besten verbal beschrieben oder das taktile Erleben

begleitet werden. Sie betont hier zum Beispiel, dass es wichtig ist, Blinde immer gezielt mit ihrem Namen anzusprechen, um personale Orientierung zu ermöglichen.

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit stellen die von Wydra entwickelten Elemente geführter Touren dar, die blinden und sehbehinderten Erwachsenen den kulturellen Zugang zum Heidelberger Schloss ermöglichen. Die Absolventin nennt für die einzelnen Stationen zunächst grundlegende und geschichtliche Aspekte. Im Anschluss zeigt sie detailliert Zugangsmöglichkeiten und notwendige Anpassungen für blinde und sehbehinderte Menschen auf. So kann über das Ertasten von Mauerresten die Zerstörung des Schlosses, durch das Zählen der Tore die Größe der Befestigungsanlage oder durch die Bedienung einer Weinpumpe deren Funktion deutlich werden. Ganz konkret schlägt



sie etwa vor, dass die Wappenelemente des Portals im Ottheinrichsbau oder die verzierten Säulen und Türrahmen im Kaisersaal mit Handschuhen ertastet, währenddessen zusätzlich die eigentlichen Farben benannt werden können. Auch im Außenbereich des Schlosses gibt es vielfältige Erlebnismöglichkeiten: So kann etwa die Tiefe des „Hirschgrabens“ am Elisabethentor durch Klatschen erfahrbar gemacht werden, erläutert Wydra.

TAKTILES ERLEBEN UND RELIEFMODELLE

Ein besonders bereicherndes Element für die Schlossführungen sind die von Wydra entwickelten Reliefmodelle, die sie über verschiedene Herstellungsverfahren produziert hat. Diese ermöglichen Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung den Zugang zu Elementen, die zum Beispiel aufgrund ihrer Größe oder Positionierung nicht taktil erlebt werden können. Mittels eines beschichteten Spezialpapiers, das dunkel bedruckte Flächen und Linien durch kurzes Erhitzen aufquellen lässt, sind so zum Beispiel ein verkleinerter, taktiler Lageplan des Schlosses sowie ausgewählte taktile Wappen entstanden. Die schwarz-weiße Darstellung, die Grundlage für dieses sogenannte Quellkopierverfahren ist, hat zudem den Vorteil, zusätzlich zur Tastbarkeit auch eine kontrastreiche Abbildung zu liefern, was für sehbehinderte Besucher sehr nützlich sein kann. Das Elisabethentor wurde im Vakuum-Tiefziehverfahren als stark erhöhte und reproduzierbare Kunststoffrelief nachgebildet.

NUR BEDINGT BARRIEREFREI

Wydras Touren-Elemente und Reliefmodelle bereichern die unterschiedlichen Maßnahmen am Schloss, die in den vergangenen Jahren bereits ergriffen wurden, um Menschen mit Beeinträchtigungen das Denkmal besser zugänglich zu machen, sagt Inklusionsbeauftragte Elisabeth Kröger. So ist die Schlossanlage teilweise barrierefrei zugänglich: Komplette barrierefrei ist das Besucherzentrum, bedingt barrierefrei sind Garten und Schlosshof aufgrund des Kopfsteinpflasters. Kröger erläutert, dass bei Führungen nach Möglichkeit das „Zwei-Sinne-Prinzip“ angewendet wird, also Informationen so vermittelt werden, dass mindestens zwei der drei Sinne – Sehen, Hören und Tasten – angesprochen werden, um das Schloss in seiner Vielfalt erlebbar zu machen. Zudem werden für unterschiedliche Einschränkungen und Behinderungen spezielle Führungen angeboten: So werden für Menschen mit Rollstuhl oder Gehbehinderung auf einfachen Laufwegen die ebenerdigen Räumlichkeiten des Schlosses zugänglich gemacht, Hörgeschädigte können auf eine mobile Höranlage beim klassischen Rundgang zurückgreifen und Menschen mit Lernbehinderungen wird das Schloss in einfacher Sprache nahegebracht.

Die Inklusionsbeauftragte freut sich über die Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule und war auch bei der Anbahnung der Kontakte beteiligt. Die neuen Elemente von Marieke Wydra sind jetzt bei den Internet-Informationen des Schlosses in Sachen Barrierefreiheit zu finden. Das Service Center des Schlosses hat dort zudem eine Broschüre als PDF hinterlegt, die die unterschiedlichen Angebote für Menschen mit Beeinträchtigungen zusammenfasst. Seit neuestem ist auch ein Plan eingestellt, der aufzeigt, welche Wege und Plätze des Schlosses für Rollstühle geeignet sind.

KULTURELLE TEILHABE PROFESSIONALISIEREN

Für Professor Markus Lang leistet die Arbeit Wydras einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der kulturellen Teilhabe blinder und sehbehinderter Menschen: „Frau Wydra schafft es auf bemerkenswerte Weise, sich intensiv in die Gegebenheiten am Heidelberger Schloss als ein wesentliches historisches Kulturgut einzuarbeiten, barrierefreie Informationszugänge zu entwickeln und blinden- und sehbehindertpädagogisch durchdachte Lösungen abzuleiten.“ Diese Lösungen sind dabei nicht exklusiv für blinde und sehbehinderte Menschen gedacht, sondern können jede Führung bereichern und auch nicht sehbeeinträchtigten Menschen intensive Erfahrungen und neue Einblicke ermöglichen.

Der Sonderpädagoge hat zeitgleich eine weitere Abschlussarbeit betreut, die Inklusion im kulturellen Sektor ebenfalls voranbringt: Sandra Kiebler beschäftigt sich mit dem Pädagogen Christian Niesen, der bereits in den 1770er Jahren bahnbrechende Methoden zur Blindenschulung entwickelte – und dabei die Bedeutung der Didaktik in der Blindenpädagogik unterstrich, also genau den Aspekt, den Wydra in ihrer Arbeit über Zugänge zum Heidelberger Schloss für blinde und sehbehinderte Menschen so vorbildlich umgesetzt hat.



TREFFEN AM TIERGEGEHE

EIN NEUES PROJEKT UNTERSUCHT DEN ZOO ALS INKLUSIVEN LERNORT.

TEXT COSIMA STAWENOW

„Nutztiere - Bedeutung erkennen und Verantwortung entwickeln“ ist ein Forschungsprojekt für einen inklusiven Sachunterricht, das aktuell an der Hochschule entwickelt wird. Kinder der 3. und 4. Klasse begegnen im Rahmen des Projekts bekannten Tieren wie Rindern, Schweinen, Hühnern, Schafen und Ziegen. Sie bekommen von Studierenden des Sachunterrichts und der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik eine Führung durch die Nutztieregehege des Zoos Heidelberg und erhalten vorbereitend und daran anknüpfend Unterricht. Ziel ist es, die Kenntnisse der Schülerinnen und Schüler über Haltungsweisen und Tierprodukte zu vertiefen und sie zur Reflexion über ihr Konsumverhalten anzuregen. Das Konzept des „Universal Design for Learning“ trägt zu einer differenzierten Wissensvermittlung bei, von der nicht nur die Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf profitieren.

DIE VIelfALT DER SCHÜLER IM BLICK

Aktuell laufen die Vorbereitungen. Studierende der Hochschule konzipieren in Seminaren die Unterrichtsmaterialien für die Schülerinnen und Schüler, die im zweiten Schulhalbjahr 2021 in den Genuss einer Exkursion in den Heidelberger Zoo kommen. Die Materialien orientieren sich an der einfachen Sprache. Davon profitieren nachweislich viele Kinder, nicht nur mit Beeinträchtigungen, sondern auch mit Deutsch als Zweitsprache. Besonders berücksichtigt werden die Bedürfnisse blinder und sehbehinderter Kinder. Der Inklusionsgedanke bezieht alle Schüler mit ein. „Wir ziehen keine Grenze zwischen Kindern mit und ohne Förderbedarf, sondern bieten generell einen Unterricht an, der die



Heterogenität der Klassen im Blick hat“, so Dr. Friedrich Gervé, Professor für Sachunterricht. Kinder in der Grundschule verfügten häufig über einen unterschiedlichen Wissensstand und über unterschiedliche Wahrnehmungs-, Ausdrucks-, Kommunikations- und Handlungskompetenzen.

Das Zooprojekt ist interdisziplinär angelegt. Hier kooperieren gleich drei Abteilungen aus zwei Fakultäten der Hochschule: Prof. Dr. Armin Baur (Biologie), Prof. Dr. Friedrich Gervé (Sachunterricht) sowie Prof. Dr. Markus Lang (Blinden- und Sehbehindertenpädagogik) sind für das Projekt verantwortlich. Neben inklusiven Grundschulklassen hat das Forscherteam die Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren mit Förderschwerpunkt Sehen in Ilvesheim und Mannheim im Fokus. Zu diesen Schulen besteht dank zahlreicher Aktivitäten von Markus Lang eine langjährige Beziehung. Auch die Zoopädagogik hat an der Hochschule Tradition. Umweltbildung und Zoopädagogik sind die Schwerpunkte von Armin Baur; Markus Lang wiederum arbeitet seit 2012 im Projekt „Zoo-Hochschule“ mit der Felix-Wankel-Stiftung und der Zooschule Heidelberg. Hier werden Lernzugänge zum Thema Zootiere erarbeitet, seit 2017/18 gemeinsam mit Baur und Gervé. Gervés Schwerpunkte sind die Didaktik des Sachunterrichts sowie die Entwicklung von Medien und Materialien für eine digital gestützte Lernumgebung.

REALBEGEGNUNG: DER ZOO ALS LERNORT

Außerschulische Lernorte wie ein Zoo beziehen authentische Erfahrungen in den Lernprozess ein. Sie ermöglichen das Lernen an der Realität. Bauernhöfe waren früher öfter als heute der direkte Erfahrungsraum vieler Kinder. Aber landwirtschaftliche Betriebe haben sich in den letzten Jahrzehnten verändert und bieten als industrialisierte Produktionsstätten nicht mehr die Möglichkeit eines direkten Tierkontakts. Daher ist es laut Gervé die Aufgabe von Zoos, den Besuchern auch Nutztiere zugänglich zu machen. Ein Bestandteil des Projekts ist es auch, ein eventuell idealistisches Bild der Kinder von der Natur infrage zu stellen. Den Kindern soll nahegebracht werden, dass der Mensch auf Nutztiere und deren Produkte angewiesen ist. Dennoch betonen die Forscher, dass Nutztiere als Tiere wertgeschätzt werden sollen. Ein Ziel des Zooprojekts ist es daher, die natürliche Empathie der Kinder für die Tiere zu erhalten, sie aber mit einer rationalen Deutung zu verbinden und in einen Handlungskontext einzubetten, so Gervé.

Darüber hinaus will das Forscherteam eine kritisch-reflexive Haltung bei den Kindern bewirken. Die Kinder sollen lernen, selbst Fragen zu entwerfen und sie für sich selbst beantworten. Mögliche Reflexionen sind: Was hat Nutztierhaltung mit mir zu tun? Woher kommen die billigen Preise im Supermarkt? Warum konsumiere ich bestimmte Produkte? Diese Gedankengänge an zustoßen nennt sich in der Sachunterrichts-Didaktik „weiter-schließendes Lernen“. Das Zooprojekt ist nicht primär an einer Optimierung schulischer Leistungen interessiert, sondern will Reflexionskompetenz und Entscheidungsfindung fördern. Als Beispiel für eine Entscheidung nennt Professor Gervé den persönlichen Entschluss, weniger Fleisch zu essen, was aber nur eine von vielen möglichen Entscheidungen sein kann.

TEILHABE DANK TECHNIK UND DIDAKTIK

Wenn einzelne Kinder im Sachunterricht Schwierigkeiten haben, liege das meist daran, dass bei der Erschließung der Themen wenig oder gar nicht differenziert werde, so Gervé. Daher sieht das Forscherteam das sogenannte Universal Design for Learning als ein unabdingbares didaktisches Werkzeug für den gelingenden Umgang mit Heterogenität. Das Universal Design for Learning geht davon aus, dass jedes Kind eine unterschiedliche Lern-Ausgangslage und unterschiedliche Möglichkeiten hat, sich die Welt bzw. den Lernstoff zu erschließen. Das Konzept beinhaltet für die Schülerinnen und Schüler unter anderem die individuelle Wahl des Informationszugangs, individuelle Lernzielsetzungen, handlungsorientiertes und entdeckendes Lernen, Förderung der Lernmotivation und Hilfestellung beim selbstregulierten Lernen.

Wenn Kinder mit unterschiedlichem Informationszugang einander begegnen, stellt das einen Gewinn für alle Beteiligten dar, ist sich Gervé sicher. Begegnen sich blinde und sehende Kinder an einem Tiergehege, ergänzen sich die unterschiedlichen Informationslagen und Wahrnehmungsmöglichkeiten. Dabei können auch Technologien zum Einsatz kommen. So wird das iPad als Lupe verwendet: Schülerinnen und Schüler mit Sehbeeinträchtigung können ein Bild vom Tier machen und es auf dem Bildschirm vergrößern. Das Forscherteam denkt auch über eine Anbringung von QR-Codes am Gehege nach. Mit einem Handy oder einem Tablet fotografiert, öffnet der Code eine Webseite, auf der man sich ergänzend über die Tiere informieren und Bilder sowie kurze Videos von ihnen sehen kann.

NEUE WEGE IN DER HOCHSCHULDIDAKTIK

Die Felix-Wankel-Stiftung, mit der Professor Lang bereits seit 2012 zusammengearbeitet, hat für das fachübergreifende Forschungsprojekt 130.000 Euro zugesagt. Davon kann das Team in erster Linie eine Doktorandenstelle finanzieren. Forschungsfragen sind unter anderem: Wie wirken sich die Realbegegnung und die Reflexion im Zoo auf das Bewusstsein zu Nutztieren und Tierprodukten aus? Grundlage für die Beantwortung der Fragen bildet unter anderem eine qualitative Befragung der Schülerinnen und Schüler.

Nicht zuletzt steht auch die Wissensvermittlung an der Hochschule im Fokus. Bereits seit mehreren Semestern lernen Studierende in den Seminaren von Lang, Gervé und Baur, Unterrichtspraxis und Materialien nach dem Dreischritt „Vorbereitung - Durchführung am Außerschulischen Lernort - Reflexion“ zu entwickeln und mit den Schülerinnen und Schülern zu erproben. Im kommenden Schuljahr wird eine Auswahl davon im Forschungsprojekt eingesetzt. Die Seminare sind für Studierende des Sachunterrichts im Grundschullehramt sowie für Studierende der Sonderpädagogik konzipiert. Die Verzahnung verschiedener Studiengänge wird auch in der aktuellen Studienordnung deutlich: Das Modul „Inklusion und Fachdidaktik“ müssen alle Studierenden der lehramtsbezogenen Studiengänge absolvieren. Hier geht die Hochschuldidaktik neue Wege. Denn: „Inklusion kann nur in die Breite gehen, wenn sie bereits in der Lehrerausbildung eine Rolle spielt“, so Professor Lang. „Es ist ein Aufgabenfeld der Zukunft, gedankliche Hürden abzubauen.“



IMMER POSITIV BLEIBEN

Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten bekommen in der Schule oft Ärger mit anderen. Häufig werden sie für ihr Verhalten bestraft und ausgegrenzt. Dass es auch anders geht, zeigt die Bildungsinitiative „Wild Aufs Lernen.“ Hier wird eine Methode praktiziert, die den Blick auf positive Verhaltensweisen des Schülers lenkt und ihn dadurch stärkt.

TEXT COSIMA STAWENOW



Ziel des Projekts „Wild Aufs Lernen“ ist es, Schülerinnen und Schüler mit Verhaltensauffälligkeiten in den Bereichen Aufmerksamkeit, Lernen, Selbstregulation und Sozialkompetenzen zu fördern. Psychologin und Lehrbeauftragte an der Hochschule Dr. Lysett Babocsai hat dafür insgesamt zehn Studierende der Sonderpädagogik zu Mentorpersonen ausgebildet, die als wissenschaftliche Hilfskräfte zeitweise im Projekt angestellt waren. Somit erhielten zehn Schülerinnen und Schüler ausgewählter Grundschulen im Zeitraum zwischen September 2018 und Januar 2020 Unterstützung. Vierzig weitere Studierende nahmen an Babocsais projektbegleitenden Seminaren teil und hatten damit die Gelegenheit, 17 weitere Kinder im Schulalltag in Teams zu unterstützen. Wissenschaftlich begleitet wurde das Projekt von Dr. Cornelia Glaser, Professorin für Pädagogische Psychologie an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

POSITIVE GRUNDHALTUNG ANEIGNEN

Bei „Wild Aufs Lernen“ mussten die Mentorpersonen grundsätzlich dazu bereit sein, eigene Einstellungen zu reflektieren und sich eine positive Grundhaltung gegenüber Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten anzueignen, erklärt Babocsai ihr Konzept. So sollten die Studierenden den Kindern stets positives Feedback geben. Ziel war es, das positive Verhalten der Kinder zu stärken und gleichzeitig die Aufmerksamkeit für ihr Störverhalten zu reduzieren. Sowohl die Mentorinnen und Mentoren als auch die Lehrkräfte wurden in begleitenden Seminaren und Weiterbildungen in positiven Grundprinzipien für den Umgang mit Verhaltensauffälligkeiten geschult. Der ausschließliche Fokus auf das Positive ist bisher einzigartig in der praktischen Arbeit mit Schülerinnen und Schülern mit Verhaltensauffälligkeiten.

„DAS HAT MEIN LEBEN VERÄNDERT“

Wie zum Beispiel bei Tom, acht Jahre. Laura Waldeck (beide Namen auf Wunsch geändert), die Sonderpädagogik im Master studiert, begleitete den Zweitklässler vier Monate lang neun Stunden in der Woche. Zu Waldecks Vorgehensweise gehörte es, Tom immer wieder (auch vorbeugend) an das gewünschte Verhalten zu erinnern und dieses zu verstärken. Wichtig war, dass parallel auch seine Mitschüler gelobt wurden, die nicht im Fokus standen. Dabei wiederholte sie die Anweisungen, Erinnerungen und das Lob so oft wie möglich. Wiederholungen sollen dazu führen, dass die Schülerinnen und Schüler positives Verhalten aufbauen und es dadurch häufiger praktizieren. Waldeck ist mit Tom sehr zufrieden. Durch die angewandten Methoden hatte der Schüler innerhalb weniger Monate einige seiner Ziele erreicht. Über ihre Ausbildung zur Mentorin sagt die Studentin: „Man lernt seine Haltung zu reflektieren und daran zu arbeiten. Das hat mein Leben verändert. Ich achte jetzt viel mehr auf das Positive in den Menschen.“

MIT POSITIVER AUFMERKSAMKEIT BELOHNEN

Die Schulen der Region zeigten sich gegenüber der Bildungsinitiative sehr aufgeschlossen. Bisher nahmen zehn Schulen an dem Programm teil, knapp dreißig Schulen waren interessiert. Das zeigt: Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten gibt es überall. Und viele Lehrkräfte wollen gerne lernen, durch eigene Verhaltensänderung einen positiven Einfluss auf Schülerinnen und Schüler zu nehmen. Babocsai weiß aber auch, dass das im Schulalltag oft schwierig ist. „Im Schulalltag bleibt wenig Zeit für individuelle Förderung. Kinder, die stören, werden oft ermahnt oder aus dem Klassenzimmer geschickt, was eine Ausgrenzung für das Kind darstellen kann.“ Weiter sagt Babocsai: „Jede Art von Aufmerksamkeit kann eine wirkungsvolle Verstärkung für Verhalten darstellen. Erhält ein Kind immer wieder Aufmerksamkeit beispielsweise in Form von Ermahnungen, kann sein Störverhalten somit unabsichtlich verstärkt und aufrechterhalten werden.“

Der positive, belohnende Blick aufs Kind werde leichter, wenn man sich verdeutlicht: Ein Kind, das in die zweite Klasse geht, kann in manchen Entwicklungsbereichen, wie zum Beispiel Selbstkontrolle oder planvolles Handeln, Verhaltensweisen aufweisen, die man eher einem Fünfjährigen zuordnen würde. Führt man sich das vor Augen, kann man die eigenen Erwartungen anpassen, viele positive Verhaltensweisen in dem Kind entdecken und dessen Fortschritte würdigen, sagt Babocsai.

Aber wie fördert man positives soziales Verhalten der Schülerinnen und Schüler im Schulalltag? Dann, wenn keine Mentorperson mehr da ist, die dem Kind mit Verhaltensauffälligkeiten direkt zur Seite steht?

Mentorin Laura Waldeck meint: Das geht, sofern die Lehrkraft selbst eine positive Grundhaltung gegenüber den Schülerinnen und Schülern entwickelt und auch vorbeugend immer wieder auf gewünschte Verhaltensweisen hinweist. Auch konsequentes Verhalten zahlt sich aus, wie Waldeck beobachtet hat: „Bei einer Lehrperson, die geduldig bleibt und konsequent die Kinder aufruft, die sich gemeldet haben, melden sich letztlich alle Kinder häufiger, anstatt einfach reinzurufen.“ Dadurch blieben die Lehrpersonen selbst entspannter und müssten seltener laut werden oder Strafen verhängen.

Die Ziele von „Wild aufs Lernen“ waren von Anfang an hoch gesteckt. So ging Projektleiterin Babocsai davon aus, dass die Lehrkräfte den neuen Umgang mit den Kindern nach einem Schulhalbjahr selber fortführen können. Die meisten Eltern und Lehrkräfte wünschten sich jedoch, dass das Programm über ein Schulhalbjahr hinaus weiterläuft. Und auch nach Projektabschluss bleibt die Nachfrage der Lehrkräfte nach einer Unterstützung durch Mentorpersonen und einem umfassenderen Training hoch.

Babocsai möchte deshalb spezielle Coachings anbieten. Lehrkräfte können hier unterrichtsbegleitend lernen, wie sie ihren Blick auf Schülerinnen und Schüler mit Verhaltensauffälligkeiten ändern können. Wer die Fortbildung machen möchte, bekommt einen ausgebildeten Verhaltenscoach zur Seite gestellt. Der Coach begleitet die Lehrkraft im Unterricht und übt mit ihr die Prinzipien der Verhaltensmodifikation ein. Auch hier wird die wissenschaftliche Evaluation wieder unter Leitung von Professorin Glaser erfolgen. Auch „Wild Aufs Lernen“ geht in eine neue Runde. Babocsai führt mithilfe eines Vereins in Gründung ihr Mentorenprogramm in Zukunft fort. Damit wird die Bildungsinitiative ausgebaut und verstetigt. Ziel ist eine breitere Unterstützung von Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten in der Schule. Das Transferzentrum der Hochschule steht Babocsai bei der Vereinsgründung beratend zur Seite. Eigentlich war die Vereinsgründung für Anfang April geplant. Doch Babocsai, die in Miami lebt, konnte aufgrund der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie nicht nach Deutschland zurückkehren. Zu Redaktionsschluss im Juli war jedoch geplant, dass sie Anfang August nach Heidelberg fliegen wird, um den Verein zu gründen.

INFOBOX » » » » »

„Wild Aufs Lernen“ ist eine Bildungsinitiative an der Hochschule unter der Leitung von Professorin Dr. Cornelia Glaser (wissenschaftliche Begleitung) und Dr. Lysett Babocsai (Projektkonzeption und -durchführung) in Zusammenarbeit mit PH-Dozent Dr. Robert Urban. Die Dietmar Hopp Stiftung förderte das Projekt von März 2018 bis Januar 2020 mit 130.000 Euro. « « «



FIT FÜR DEN SCHULALLTAG

TEXT BIRGIT WERNER UND COSIMA STAWENOW

Kinder mit Problemen beim Lesen, Schreiben und Rechnen erhalten Hilfe in der Beratungsstelle LRS und Dyskalkulie an der Hochschule. Die Beratungsstelle verfolgt ein innovatives Konzept mit einem fachdidaktisch-pädagogischen Ansatz.

Die gute Nachricht vorweg: Lese-Rechtschreib-Schwäche (LRS) und Rechenschwäche (Dyskalkulie) sind keine Krankheiten. In der Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gehören sie zu den „umschriebenen Entwicklungsstörungen schulischer Fertigkeiten“. Mitgedacht ist dabei, dass gravierende Schwierigkeiten im Lesen-, Schreiben und Rechnenlernen abhängig von den schulischen Erwartungen bzw. Normen sind. LRS und Dyskalkulie sind ein rein schulisches Problem, denn Lesen, Schreiben und Rechnen zu vermitteln ist eine der Kernaufgaben der Schule.

Auch die Kultusministerkonferenz (KMK) unterstützt diese Lesart von LRS und Dyskalkulie. In den entsprechenden Empfehlungen der KMK (2007) heißt es: „Beratung und Förderung der Schülerinnen und Schüler mit besonderen Schwierigkeiten im Lesen und Rechtschreiben gehören zu den Aufgaben der Schule.“ Wenn sich Kinder mit den Anforderungen der Schule schwertun, sollte man demzufolge mit pädagogisch-fachdidaktischen Methoden entgegenwirken. Psychologische oder medizinisch-therapeutische Interventionen können diese Maßnahmen begleiten und unterstützen, aber nicht ersetzen, so der Ansatz der Beratungsstelle LRS und Dyskalkulie am Institut für Sonderpädagogik unter der Leitung von Sonderpädagogin Prof. Dr. Birgit Werner.

HILFSTELLUNGEN FÜR DEN SCHULALLTAG

Oft sind es die Beobachtungen von Eltern oder Lehrkräften, die den Anlass geben, sich an die Beratungsstelle zu wenden. Es ist davon auszugehen, dass Kinder, die mit Lernproblemen auffallen, sich in einer „erschweren Lernsituation“ befinden. In einem ersten gemeinsamen Gespräch mit den Eltern, Lehrkräften und dem Schüler wird diese Lernsituation analysiert. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen nach Dauer und Umfang des Schul-

leistungsversagens sowie nach bisherigen schulischen als auch außerschulischen Unterstützungsmaßnahmen. Ebenso wichtig ist auch die Einschätzung des Kindes, was aus seiner Sicht das Lernen erschwert bzw. erleichtert. Im Anschluss daran wird gemeinsam entschieden, welche weiteren Schritte in Angriff genommen werden können.

Eine Möglichkeit ist, die Schülerinnen und Schüler über ein Semester von Studierenden der Sonderpädagogik entweder in Mathematik oder in Deutsch fördern zu lassen. Pro Semester können maximal bis zu dreißig Kinder in der Beratungsstelle diese Förderung erhalten. Die Studierenden arbeiten unter Supervision von Lehrenden des Institutes für Sonderpädagogik in einem engen 1:1-Kontakt mit den Betroffenen. Dabei wenden die Studierenden ihr (sonder-)pädagogisches, diagnostisches und fachdidaktisches Wissen auf die konkrete Lernsituation des Kindes an. Zum Beispiel helfen sie den Kindern, zu erkennen, welche Fähigkeiten sie trotz schulischer Misserfolge im Lesen, Schreiben und Rechnen schon haben. Auch spielt die Arbeit an der Motivation und dem schulischen Selbstkonzept, als wichtige Begleitfaktoren erfolgreichen schulischen Lernens, eine große Rolle.

Diese Maßnahme erfolgt in enger Kooperation mit den Lehrkräften und den Eltern. So hospitieren die Studierenden mindestens einmal im Klassenunterricht „ihres“ Schülers. In einem Abschlussgespräch reflektieren alle Beteiligten (Studierende, Schüler, Eltern, Lehrkräfte und gegebenenfalls auch weitere Fachkräfte) die Maßnahmen und Effekte der Förderung.



INFOBOX » » » » »

In der Beratungsstelle LRS und Dyskalkulie betreuen Studierende der Sonderpädagogik im Masterstudium pro Semester bis zu 30 Kinder und Jugendliche mit schulischen Schwierigkeiten. Die Förderung richtet sich in der Regel an Schüler Heidelberger Schulen und ist kostenlos. Zudem können sich Familien, Schulen, Jugendämter und andere Einrichtungen über LRS und Dyskalkulie informieren. Eine „isolierte“ Diagnose einer LRS bzw. Dyskalkulie wird an der Hochschule nicht angeboten.

Schulischer Nachteilsausgleich bedeutet, dass Schülerinnen und Schüler mit einer LRS oder Dyskalkulie bei Aufgaben in der Schule Hilfestellungen erhalten (jedoch ohne Reduzierung der inhaltlichen Anforderungen). In Baden-Württemberg gilt der Nachteilsausgleich bis zur 7. Klasse. Ein Nachteilsausgleich kann gewährt werden, wenn das Kind die Diagnose LRS oder Dyskalkulie hat.

« « «



LINKS PROFESSORIN WERNER VOR ORT
IN DER BERATUNGSSTELLE
LRS UND DYSKALKULIE

„Mathe kann ja doch Spaß machen und die Förderung an der PH in den letzten Wochen hat mir schon was gebracht“. Diese spontane Einschätzung eines Zweitklässlers am Ende seiner Förderung unterstreicht, wie bedeutsam die Zusammenarbeit zwischen außerschulischer Förderung und regulärem Bildungsangebot ist. Besonders wichtig ist, dass die Kinder die angebotene Hilfestellung direkt im Schulalltag umsetzen können. Der Transfereffekt ist neben einer fachlich fundierten und individuell gestalteten Diagnose und Förderung entscheidend für den Erfolg. Dies alles bedarf aber unbedingt einer engen, wertschätzenden Kooperation aller Beteiligten.

DIAGNOSE NICHT AUSSCHLAGGEBEND

Mit welcher Diagnose ein Kind zur Beratungsstelle kommt, ist für die Förderung an der Hochschule nicht ausschlaggebend. Seit langem ist bekannt, dass es keine LRS- bzw. Dyskalkulietypischen Fehler gibt. Im Gegenteil, es ist davon auszugehen, dass jedes Kind beim Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen Fehler macht. Dafür typisch ist beispielsweise, Buchstaben zu verdrehen, auszulassen oder durch falsche zu ersetzen. In Mathematik ist häufig zu beobachten, dass Kinder selbst einfache Aufgaben überwiegend zählend lösen, meist mit Hilfe der Finger. Auffallend ist aber, dass die betroffenen Kinder sich nicht ohne zusätzliche Unterstützung von diesen fehleranfälligen Strategien lösen können. Hierfür ist inzwischen nachgewiesen, dass explizit fachdidaktisch fundiertes Vorgehen effektiver ist als der Einsatz unspezifischer Förderansätze, wie isolierte Konzentrations-, Wahrnehmungs- oder Gedächtnisschulungen. Diese Trainings haben zwar keine negativen Effekte auf die Kinder, aber unterstützen sie auch nicht beim Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen in der Schule. Solange sie nicht mit den fachspezifischen Inhalten verbunden werden, sind keinesfalls Verbesserungen in den Bereichen Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwarten.

Es ist verzwickelt: Im Prinzip müsste sich vielerorts das Unterrichtsetting ändern, um auf die Unterschiedlichkeit der Schüler eingehen zu können. Dazu bedarf es aber in den Schulen eines größeren pädagogisch-didaktischen Freiraums und einer fundierten fachlichen Expertise, um den äußerst individuellen Lernbedarfen-, tempi und -möglichkeiten gerecht zu werden. Dies aber sollte uns die Vermittlung dieser grundlegenden Kompetenzen für das Lesen, Schreiben und Rechnen aller Schülerinnen und Schüler wert sein.



PROF. DR. BIRGIT WERNER ist Direktorin des Instituts für Sonderpädagogik und dort in der Fachrichtung Pädagogik der Lernförderung tätig. Außerdem leitet sie die Beratungsstelle LRS und Dyskalkulie.



In einer Kooperation der Internationalen Gesamtschule Heidelberg mit der Hochschule werden Schülerinnen und Schüler höherer Jahrgangsstufen zu interkulturellen Tutoren qualifiziert, die ihre jüngeren mehrsprachigen Mitschüler beim Lernen unterstützen. Eine Win-win-Situation für alle Beteiligten.

TEXT SARAH DÖRFLER

Unter dem Titel „Projektgruppe International“ gedeiht eine langjährige erfolgreiche Kooperation der Pädagogischen Hochschule mit Internationalen Gesamtschule Heidelberg (IGH). Schülerinnen und Schüler der höheren Jahrgangsstufen, die von Lehramtsstudierenden pädagogisch ausgebildet werden, unterstützen ihre jüngeren Mitschülerinnen und Mitschüler mit mehrsprachigem Hintergrund, wenn diese Probleme beim Lernen für die Schule haben. Zwei Mal pro Woche bieten die sogenannten interkulturellen Schüler-Tutoren und -Tutorinnen kostenlose Hausaufgabenbetreuung und Nachhilfe an. Finanziert wird die Schülerhilfe, die 2003 vom Elternverein der Schule initiiert wurde, durch Spenden. Die jährlichen Kosten des Projektes belaufen sich auf 12.000 bis 15.000 Euro, das sind pro betreutes Kind etwas weniger als 100 Euro. Wenig Geld für eine Win-win-Situation mit hohem Lernpotential, von der alle Beteiligten auf unterschiedlichen Ebenen profitieren.

DIE UMSETZUNG: AUSBILDEN UND BEGLEITEN

Seit seiner Gründung ist das Projekt kontinuierlich gewachsen, sodass 2011 eine Kooperation mit dem Heidelberger Zentrum für Migrationsforschung und Transkulturelle Pädagogik („Hei-MaT“) der Hochschule eingegangen wurde. Zwei zentrale Ziele verfolgt die Kooperation von Anfang an: Studentische Lernbegleiterinnen und -begleiter unterstützend in den Arbeitsgruppen einzusetzen sowie eine Qualifizierung der Schüler-Tutoren zu entwickeln und durchzuführen.

Mit dem an der Hochschule stattfindenden Qualifizierungsprogramm werden die engagierten Schüler-Tutoren auf die Unterstützung ihrer jüngeren Mitschüler vorbereitet. Geplant und gestaltet wird das Angebot von Lehramtsstudierenden der Zusatzqualifikation „Interkulturelle Lernbegleitung“ und „Migration und Diversität“ unter der Leitung von Fachschulrätin Sylvia Selke, die das Schulungsprogramm entwickelte. Häufig wird die Arbeitsgruppe auch von Lehramtsstudierenden der Universität Heidelberg komplettiert. Seit Beginn der Kooperation

vor neun Jahren nahmen pro Schuljahr im Durchschnitt 30 bis 50 Schülerinnen und Schüler der IGH am Qualifizierungsprogramm teil. Ein wichtiges Ziel der Qualifizierung ist, dass die Schüler-Tutoren die Lernunterstützung nicht mehr nur „aus dem Bauch heraus“, sondern pädagogisch-didaktisch basiert durchführen. In vier über das Schuljahr verteilten Samstagsveranstaltungen werden den Jugendlichen die grundlegenden interkulturellen Kompetenzen vermittelt, damit sie Lernprozesse angemessen unterstützen können. Die Begleitung beinhaltet Hausaufgabenbetreuung, Hilfe bei der Wochenplanarbeit, Vorbereitung auf Klassenarbeiten und Tests wie auch das Wiederholen von Lernstoff. Nach erfolgreichem Absolvieren der Qualifizierungsmodule erhalten die Teilnehmenden vom „Hei-MaT“-Zentrum ein Zertifikat.

STUDENTISCHE BEGLEITUNG VOR ORT

Neben der theoretischen Schulung ist die studentische Begleitung vor Ort Hauptbestandteil der Kooperation. Die Schüler-Arbeitsgruppen werden zwei Mal pro Woche von Lehramtsstudierenden betreut. Dabei wird auf die individuellen Förderbedarfe der zu unterstützenden Schülerinnen und Schüler eingegangen. Die studentischen Lernbegleiter dokumentieren die Arbeit und reflektieren ihre Praxiserfahrungen in einem Portfolio. Die Schüler-Tutoren bzw. -Tutorinnen führen ebenfalls ein Tagebuch. In diesem halten sie sowohl den eigenen als auch den Entwicklungsfortschritt ihrer Nachhilfekinder fest. Die Dokumentation ermöglicht ein angemessenes Beobachten und Beschreiben der Lernfortschritte in der Alltagspraxis der Tutoren. Die Projektarbeit wird zudem evaluiert, um die Wirkung des Ansatzes „Schüler helfen Schülern“ zu reflektieren. So können eventuelle Anpassungen in der Betreuungsarbeit vor Ort oder der Qualifizierung begründet vorgenommen werden. Entwicklungspotential steckt momentan in einer Erweiterung des Qualifizierungsangebotes, welches in digitaler Form durch den Einsatz von Erklärvideos erreicht werden soll.



EINE KOOPERATION, DIE WEITERBILDET

Mit zwei gemeinsamen Kontaktstudienangeboten qualifizieren Pädagogische Hochschule und Johann-Wilhelm Klein-Akademie Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte im Bereich der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik.

TEXT ANTJE SCHRÖDER-SCHULZ

Deutschlandweit werden dringend ausgebildete Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen mit Expertise in der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik gesucht. Um den Bedarf der Praxis auch kurz- und mittelfristig zu decken, werden neben einem Ausbau der Ausbildungskapazitäten in den grundständigen Studiengängen vor allem qualifizierende Weiterbildungsangebote benötigt.

Als einer der wenigen Hochschulstandorte mit der Fachrichtung Blinden- und Sehbehindertenpädagogik hat die Pädagogische Hochschule Heidelberg vor diesem Hintergrund 2016 die Initiative ergriffen. Mit Unterstützung der Professional School und gemeinsam mit der Johann-Wilhelm Klein-Akademie in Würzburg wurde unter dem Titel „Inklusive Pädagogik bei Schülerinnen und Schülern mit Blindheit oder Sehbehinderung“ ein wissenschaftlich fundiertes Kontaktstudium auf den Weg gebracht, mit dem Lehrkräfte in der Praxis einschlägig weiterqualifiziert werden. 2018 folgte mit „Low Vision in Pädagogischen

Arbeitsfeldern“ ein weiteres umfassendes Angebot zur wissenschaftlichen Weiterbildung, diesmal auf ein breiteres Spektrum pädagogischer Fachkräfte ausgerichtet. Der Begriff „Low Vision“ umfasst die Einschätzung des Sehvermögens, der individuellen Sehstrategien und der Nutzung des Sehens im Alltag sowie Angebote zur Unterstützung und Förderung und zum bestmöglichen Gebrauch des Sehens.

INKLUSION BRAUCHT EXPERTISE

Da Blindheit und Sehbeeinträchtigung nicht so häufig vorkommen („Low Incidence Disability“), arbeiten die sonderpädagogischen Lehrkräfte oftmals mobil und unterstützen die Schülerinnen und Schüler sowie die Lehrkräfte an den Regelschulen von überregionalen Förderzentren aus. „Um Lehrkräfte an allgemeinen Schulen zum Unterricht mit blinden und sehbehinderten Schülern beraten zu können, ist ein differenziertes Wissen der Beratenden insbesondere in den Bereichen Unterrichtsmethodik, Hilfsmittelinsatz, Medieneinsatz, Raumgestaltung und

INFOBOX » » » »

Inklusive Pädagogik bei Schülerinnen und Schülern mit Blindheit oder Sehbehinderung - Beratung und Unterstützung in inklusiven Kontexten

ZIELGRUPPE: Pädagoginnen und Pädagogen, die mit sehbehinderten oder blinden Schülerinnen und Schülern in unterschiedlichen Schulen inklusiv arbeiten

UMFANG: 136 Unterrichtseinheiten aufgeteilt auf 11 Seminarblöcke (1,5 Tage)

ABSCHLUSS: Certificate of Advanced Studies (CAS) der JWK-Akademie und der PH Heidelberg mit 12 ECTS-Punkten

Low Vision in Pädagogischen Arbeitsfeldern - Berufsbegleitendes Zertifikatsstudium (CAS) für Personen, die mit Menschen mit Sehbeeinträchtigungen arbeiten

ZIELGRUPPE: Berufsgruppen, die mit Menschen mit einer Sehbeeinträchtigung arbeiten

UMFANG: 160 Unterrichtseinheiten aufgeteilt auf 11 Seminarblöcke (2-4 Tage)

ABSCHLUSS: Certificate of Advanced Studies (CAS) der JWK-Akademie und der PH Heidelberg mit 15 ECTS-Punkten « « «

Kommunikation im Unterricht zwingend notwendig,“ erläutert Frank Laemers, der als akademischer Mitarbeiter im sonderpädagogischen Fachbereich „Lernen bei Blindheit und Sehbehinderung“ an der Konzeption maßgeblich beteiligt war und als Dozent in der Weiterbildung zum Einsatz kommt.

„Low Vision ist ein Handlungsfeld, das sich von der Frühförderung bis ins hohe Lebensalter erstreckt,“ ergänzt Prof. Dr. Markus Lang. „Mit Blick auf sehbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche durchdringt es im Grunde alle didaktischen Fragestellungen, aber auch für Erwachsene und insbesondere ältere Menschen ist es z.B. hinsichtlich der Hilfsmittelversorgung relevant. Hinzu kommen die Bedarfe von Menschen mit mehrfachen Beeinträchtigungen, für die sich die visuelle Diagnostik und die Hilfsmittelversorgung als besonders herausfordernd erweist.“

QUALITÄT UND PRAXISBEZUG

Beide Kontaktstudiengänge sind mit einer Dauer von bis zu eineinhalb Jahren umfangreich und verlangen durch das berufsbegleitende Setting viel Engagement von den Teilnehmenden. „Für die Teilnehmenden ist es aber entscheidend, sich wirklich tiefgehend und über einen langen Zeitraum weiterbilden zu können,“ so Dr. Michael Weis, Geschäftsführer der Johann Wilhelm Klein-Akademie. Die meisten von ihnen arbeiten in Einrichtungen der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik oder begleiten in mobilen Settings blinde bzw. sehbehinderte Kinder und Jugendliche beim Lernen in Regelschulen. Sie sind überwiegend Regelschullehrkräfte oder Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen mit anderer Fachrichtung, die grundlegende Kenntnisse in der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik erwerben bzw. diese vertiefen wollen. Voraussetzung für die Teilnahme an den Weiterbildungen ist der Abschluss eines (pädagogischen) Erststudiums. In Einzelfällen werden auch Äquivalente gemäß des Deutschen Qualifikationsrahmens Stufe 6 anerkannt.

Die Referentinnen und Referenten kommen aus dem gesamten Bundesgebiet und sind ausgewiesene Spezialisten in ihren jeweiligen Schwerpunkten. „Das Be-

sondere an den beiden Kontaktstudiengängen ist die hohe Qualität sowie das optimale Verhältnis zwischen Theorie und Praxis“ erklärt Prof. Dr. Karin Vogt, Leiterin der Professional School. „Durch Referenten aus verschiedenen Einrichtungen der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik ist ein großer Praxisbezug gegeben. Das Curriculum ist durch die Anbindung an die Hochschule aber auch ausreichend theoretisch fundiert.“

KOOPERATION HAND IN HAND

„Low Vision“ ebenso wie der 2016 initiierte Kontaktstudiengang wird gemeinsam von der Professional School der Pädagogischen Hochschule und der Johann-Wilhelm Klein-Akademie durchgeführt, die im deutschsprachigen Raum ein bekannter Anbieter von Fortbildungen mit Fokus auf die Blinden- und Sehbehindertenpädagogik ist. Nach der gemeinsamen Konzeption wurde durch die Professional School eine Kontaktstudienordnung erarbeitet; die organisatorische Detailplanung, die Werbung und das Teilnehmermanagement übernahm die Klein-Akademie. Die Lehrenden wurden über beide Einrichtungen rekrutiert und auch bei der Durchführung an beiden Standorten arbeitete man in gewohnter Weise Hand in Hand. „Über das strukturelle Engagement in den Fachverbänden bestand schon seit Jahren ein guter Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen an der Pädagogischen Hochschule. Die gemeinsame Entwicklung der beiden Kontaktstudiengänge hat diese Zusammenarbeit nochmals inten-

siviert und zu einem deutschlandweit einmaligen Angebot geführt“, so Michael Weis.

POSITIVE RÜCKMELDUNGEN

Die Rückmeldungen aus den Einrichtungen der Teilnehmenden sind ausgesprochen positiv. „Die Beratungstätigkeit verbessert sich durch die aktuellen Instrumente und Beratungsmethoden sowohl methodisch als auch fachlich durch die fundierte Wissensvermittlung,“ so Michael Weis. Die Teilnehmenden loben vor allem den starken Praxisbezug und schätzen es, die eigene Berufserfahrung vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Theorien reflektieren zu können.

„Durch die beiden Kontaktstudiengänge haben wir die bislang einmalige Möglichkeit, deutschlandweit Pädagoginnen spezifisch für die Arbeit mit blinden und sehbehinderten Menschen weiterzubilden. Die Angebote sind äußerst differenziert und vielseitig und bieten berufsbegleitend eine gute Form des Kompetenzerwerbs,“ resümiert Markus Lang den Beitrag zur Professionalisierung. Weitere Durchgänge der beiden Kontaktstudiengänge sind für 2021 geplant.

ANTJE SCHRÖDER-SCHULZ IST
GESCHÄFTSFÜHRERIN DER PROFESSIONAL SCHOOL.

FOTO: ZERTIFIKATSVERLEIHUNG, HINTEN LINKS:
DOZENT FRANK LAEMERS



Drei Fragen an ...

... Manuela Pollok-Schmitt, die an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg die Interessen von Menschen mit Schwerbehinderung in Lehre, Forschung und Verwaltung vertritt.



Ab wann ist ein Mensch eigentlich schwerbehindert?

1. Wenn er vom Versorgungsamt einen GdB - das steht für „Grad der Behinderung“ - von mehr als 50 bescheinigt bekommt. Der GdB zeigt an, wie stark ein Mensch durch seine Behinderung beeinträchtigt wird: Je höher der Wert, desto stärker die Beeinträchtigung - der niedrigste beginnt bei 20, der höchste ist 100. Ab 50 gilt man wie gesagt als schwerbehindert; ab einem Grad von 30 kann man auf Antrag beim Arbeitsamt Menschen mit Schwerbehinderung gleichgestellt werden.

Was viele übrigens nicht wissen: Auch mit einer chronischen Erkrankung wie Asthma, Rheuma oder Diabetes kann man bei schweren Fällen einen Grad von 50 erreichen. Man hat dann Anspruch auf Nachteilsausgleich wie zusätzliche Urlaubstage, einen erhöhten Kündigungsschutz, Freistellung von Mehrarbeit oder das Recht auf Teilzeitbeschäftigung. Entscheidend ist nicht die Art der Beeinträchtigung, sondern das Ausmaß, an dem etwa die Möglichkeiten der Teilhabe beschränkt bis unmöglich ist.

2.

Und was genau ist Ihre Aufgabe als Vertreterin der Schwerbehinderten?

Ich vertrete ihre Interessen und setze mich dafür ein, dass ihre Rechte gewahrt werden. Dabei bin ich sowohl für die Beschäftigten in der Verwaltung als auch für Lehrende sowie Professorinnen und Professoren zuständig. Insgesamt sind es an unserer Hochschule zurzeit etwa 21 schwerbehinderte oder dem Schwerbehinderten gleichgestellte Personen, die im Übrigen aus allen Statusgruppen kommen. Vielen sieht man die Schwerbehinderung nicht an und es besteht auch keine Pflicht, die Kolleginnen und Kollegen zu informieren.

Konkret zu den Aufgaben: Wenn sich jemand mit einer Schwerbehinderung auf eine Stelle oder eine Professur bewirbt, nehme ich an dem Gespräch teil; bei gleicher Eignung sind Menschen mit Schwerbehinderung nämlich bevorzugt zu berücksichtigen. Ich engagiere mich zudem im Team des Eingliederungsmanagements (BEM): Das BEM unterstützt Menschen, die innerhalb der vergangenen 12 Monate mehr als sechs Wochen arbeitsunfähig waren, bei der Rückkehr an unsere Hochschule. Ich stehe außerdem bei der leidensgerechten - so das Fachwort - Arbeitsplatzgestaltung zur Verfügung: Wer eine Sehbeeinträchtigung hat, hat beispielsweise das Recht auf Hilfsmittel wie ein Bildschirmlesegerät, oder jemand mit Bewegungsstörungen, wie Multiple Sklerose oder Rheuma, auf ergonomische Büromöbel. Und bei Interesse vernetze ich Menschen miteinander - es kann ja oft schon helfen, wenn man sich mit jemandem austauschen kann, der vergleichbare Probleme hat.

Wo sehen Sie noch Handlungsbedarf?

3.

Ich bin sehr gespannt auf die Impulse, die sicherlich vom Annelie-Wellensiek-Zentrum für Inklusive Bildung ausgehen werden. Die Bildungsfachkräfte zeigen uns ja, was mit einer Behinderung alles möglich ist! Ich würde mir wünschen, dass das Beispiel Schule macht und an unserer Hochschule weitere Stellen ausgeschrieben werden, die sich explizit an Schwerbehinderte richten. Oftmals gibt es ja Bedenken, dass eine schwerbehinderte Person weniger leistungsfähig ist und die Arbeit dann an den Kolleginnen und Kollegen hängen bleibt. Die Praxis zeigt jedoch, dass das eher die Ausnahme ist und dass heterogene Teams insgesamt leistungsfähiger sind. Und letztendlich ist es doch so: Wir haben alle unser Päckchen zu tragen - bei dem einen ist es kleiner, bei dem anderen ist es eben größer. Das sollten wir uns alle immer wieder bewusst machen und anderen Menschen tolerant und offen begegnen.

Die Fragen stellte Verena Loas.

WIR LEBEN INKLUSION

daktylos wird seit 20 Jahren von der Inklusionsfirma Textat-Service gedruckt, in der Menschen mit Behinderungen professionell in die Produktion eingebunden sind.

TEXT BIRGITTA HOHENESTER-PONGRATZ

Seit 20 Jahren wird **daktylos** von Textat-Service gGmbH in Weinheim gedruckt. Das familiengeführte Unternehmen ist ein ganz besonderes, wie das kleine „g“ in der Firmenbezeichnung verrät. Denn oberstes Ziel der 1984 von Rudolf Brehmer zusammen mit Josef Hochadel und dem Spastikerverein Heidelberg gegründeten gemeinnützigen Inklusionsfirma ist bis heute, Menschen mit Behinderungen in den allgemeinen Arbeitsmarkt als gleichwertige Mitglieder einzubinden. Sie haben hier einen Arbeitsplatz, der ihnen die soziale und wirtschaftliche Grundlage für ein selbstbestimmtes Leben bietet. Das schafft nicht nur Selbstwertgefühl und Sinnhaftigkeit, sondern macht aus potentiellen Sozialhilfeempfängern Steuerzahler, die ihren Beitrag zur Gesellschaft leisten, statt von deren Sozialleistungen abhängig zu sein. Alle Mitarbeitenden mit Behinderung haben deshalb unbefristete Arbeitsverträge und erhalten leistungsgerechte Tariflöhne. Selbst dem Leitbild Inklusion verpflichtet, ist die Zusammenarbeit mit einer Firma dieses Profils aus Sicht der Pädagogischen Hochschule selbstredend ein Gewinn.



Rudolf Brehmer wollte aber noch mehr erreichen, wie sein Sohn Joachim Brehmer berichtet, der das Unternehmen seit 2001 als Geschäftsführer erfolgreich leitet und das Erbe seines im Jahr 2010 gestorbenen Vaters professionell weiterentwickelt: „Es war ihm wichtig, nicht nur das Arbeiten, sondern auch das Leben unter einem Dach zu ermöglichen. Dafür wurde 1998 ein Wohn- und Geschäftshaus in Weinheim aus- und umgebaut. Heute arbeiten und wohnen hier rund 15 Menschen mit und ohne Behinderungen im Rahmen einer Wohnungseigentümergeinschaft zusammen.“ Textat-Service ist bis heute von den Gründerfamilien geprägt: Matthias Brehmer und Torsten Hochadel sind in der Druckvorstufe tätig und Seniorchefin Marlene Brehmer lässt es sich nicht nehmen, die Druckerzeugnisse selbst auszuliefern - auch an die Pädagogische Hochschule, wo helfende Hände in den Startlöchern sind, wenn sie mit der riesigen Menge frisch gedruckter **daktylos**-Magazine zur Pforte kommt. Seit 2019 ist die Behinderteneinrichtung „Pilgerhaus Weinheim“ Hauptgesellschafter der Firma; Enkel und Betriebswirt Felix Brehmer hat die Gesellschaftsanteile seiner Oma übernommen. Damit sind wichtige Weichen für die Zukunft gestellt, auch hinsichtlich der Weiterentwicklung der Firma in Zeiten von Digitalisierung.

DER MENSCH IST DAS MASS ALLER DINGE

Bei Textat-Service steht der Mensch im Mittelpunkt eines nachhaltigen Produktionsprozesses, der sich seines Beitrags

zu einer wertorientierten Gesellschaft verpflichtet fühlt. Als klimaneutrale Druckerei unterstützt die Firma ein Klimaschutzprojekt in Indien, nutzt ökologische Druckfarben und recycelbare Druckplatten aus Aluminium.

Inklusion ist die wichtigste Handlungsmaxime: im behindertengerecht umgebauten Gebäude arbeiten Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen Hand in Hand mit Fachkräften. Das funktioniert in der Praxis reibungslos, wie ein wichtiger Baustein aus der zwanzigjährigen Zusammenarbeit beim **daktylos** demonstriert: Verantwortlich für Layout-Kontrolle und die druckfertige Datei ist Matthias Georgi, der schon seit vielen Jahren ein festes Mitglied von Textat ist. Georgi ist taub, aber dank seines Cochlea-Implantats ist es ihm möglich, auch ohne Gebärdensprache zu kommunizieren wie ein hörender Mensch. Wenn ich ihn in seinem Büro in Weinheim besuche, um Fragen rund um den Druck zu besprechen, habe ich längst vergessen, dass er ohne sein Hilfsmittel taub wäre.

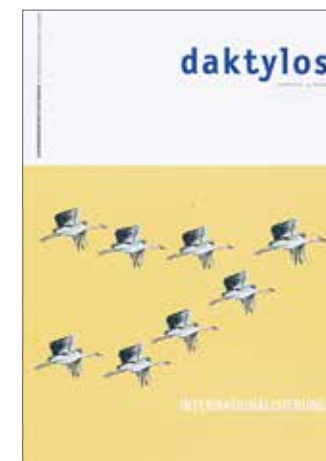
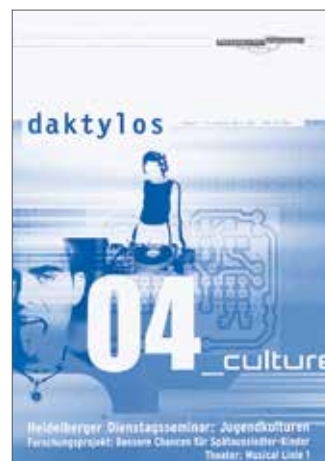
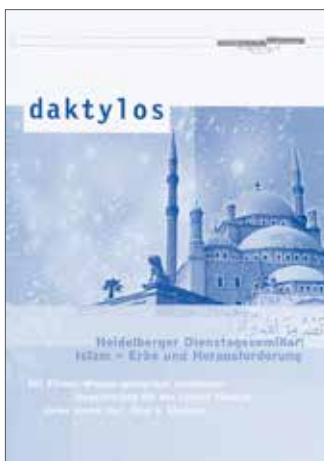
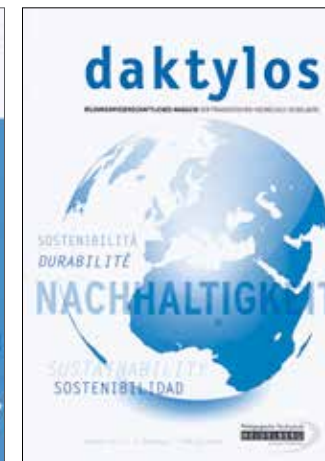
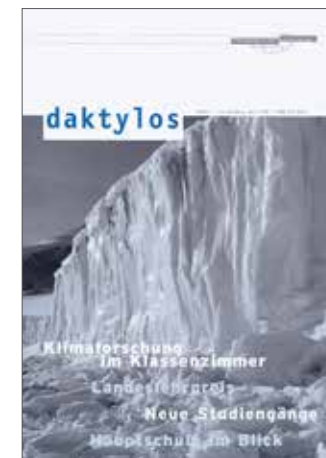
ERFOLGREICHE INKLUSION IM WIRTSCHAFTSLEBEN

Genauso zuverlässig wie den **daktylos** druckt das Familienunternehmen auch den Jahresbericht der Hochschule. Ob Sonderwünsche oder unerwartete Problemstellungen - Joachim Brehmer und sein Team haben in den vergangenen 20 Jahren immer eine Lösung gefunden. Inklusion im Wirtschaftsleben ist ein Erfolgsmodell: Textat-Service gGmbH zeigt, wie das geht.

25

25 JAHRE daktylos

EINE VISUELLE REISE VON DEN GRÜNEN ANFÄNGEN ALS ZEITUNG ÜBER DIE BLAUE PHASE HIN ZUM BILDUNGSWISSENSCHAFTLICHEN MAGAZIN.



*

Viele Menschen waren und sind im Projekt daktylos engagiert. Hier sind 25 von ihnen!

- Prof. Dr. Michael Austermann • Joachim Brehmer • Marlies Brehmer • Sarah Dörfler • Christine Druskeit • Sabine Felber • Carmen Freihaut • Matthias Georgi • Achim Hofmann • Dr. Birgitta Hohenester-Pongratz • Prof. Dr. Hans-Werner Huneke • Johann-Friedrich Langbein • Prof. Dr. Bernward Lange • Verena Loos • Katja Maibaum-Komma • Nico Lindenthal • Harald Miltenberger • Renate Neutard • Prof. Dr. Ludwig Schwinger • Cosima Stawenow • Ingeborg Tzschaschel • Iris Völlnagel • Prof. Dr. Hartwig Weber • Prof. Dr. Annelie Wellensiek • Monika Werle •

EIN VIERTELJAHRHUNDERT **daktylos**!

Einst als Zeitung gestartet, hat sich **daktylos** zu einem bildungswissenschaftlichen Magazin entwickelt, das über Schwerpunktthemen der Hochschule berichtet. Ein Blick auf Menschen, Inhalte und Strukturen.

TEXT: BIRGITTA HOHENESTER-PONGRATZ

Ein Jubiläum in Coronazeiten – das mutet merkwürdig an. So richtig zum Feiern ist einem da nicht zumute. Sowie so ist alles anders im Jubeljahr. Statt wie sonst im Sommer herauszukommen, erscheint **daktylos** dieses Mal der leeren Hochschule geschuldet erst zu Beginn des Wintersemesters. Auch ein Novum in 25 Jahren – verschoben wurde die Veröffentlichung noch nie! Sonst aber hat es viele Veränderungen gegeben in diesem Vierteljahrhundert. Allein das Format: Das Rektorat von Prof. Dr. Ludwig Schwinger hat **daktylos** im Oktober 1996 als Zeitung aus der Taufe gehoben. Mit dabei waren neben Pressereferentin Carmen Freihaut die damaligen Prorektoren Prof. Dr. Bernward Lange und Prof. Dr. Hartwig Weber, Kunstdozent Johann-Friedrich Langbein sowie Wissenschaftsjournalistin Ingeborg Tzschaschel. Von Anfang an wurde viel Wert auf ein professionelles Erscheinungsbild gelegt. Rektor Schwinger war selbst künstlerisch tätig – das sollte sich von Beginn an positiv auf das neue Medium auswirken.

WECHSEL VON DER ZEITUNG ZUM MAGAZIN

Als ich im Jahr 2000 die Leitung der Pressestelle und auch die der Redaktion übernahm, regte ich an, vom Zeitungs- ins Magazinformat zu wechseln, um das eher tagesaktuell ausgerichtete Format adäquat zu ersetzen. Im April 2003 wurde diese Idee zum ersten Mal in die Tat umgesetzt. Zusammen mit Grafikerin Katja Maibaum-Komma, die vorher zur Redaktion gestoßen war, ging es in der ersten Ausgabe im neuen Format etwa um das Heidelberger Dienstagseminar – und um die Vereinbarkeit von Familie und Studium, schon damals ein Dauerbrenner. Rubriken wie Pro & Contra, Personalia und Veranstaltungen gibt es heute freilich nicht mehr. Geblieben aber ist der individuelle Anstrich, den Katja Maibaum-Komma **daktylos** gegeben hat; phantasievolle grafische Motive und allem voran Titel, die fortan die Aufmerksamkeit des Betrachters bannen. Allerdings erstmal jahrelang in blau-weiß, gemäß dem neuen farblichen Auftritt der Hochschule. In den Zehnerjahren erschien das Magazin zweimal jährlich mit den wichtigsten Themen, die die Hochschule beschäftigten, mit kleinen inhaltlichen Schwerpunktinseln, häufig mit Beiträgen aus der Feder ihrer Lehrenden.

Das änderte sich 2009 mit dem Rektorat von Prof. Dr. Annelie Wellensiek. Ab sofort erschien das Magazin zu einem Schwerpunktthema; im Herbst 2009 war das „Bildung gestalten“ und griff eine der Leitideen des neuen Rektorats auf. 2012 fand ein sanfter Relaunch statt, der auf weitere Themenfokussierung, grafische Modernisierung, Lesbarkeit und Vernetzung zielte. Und zudem zur Folge hatte, dass **daktylos** nur noch einmal jährlich erschien, einerseits flankiert von unregelmäßig aufgelegten Sonderausgaben (beispielsweise

zu „Experts in Education“) und andererseits von einer inhaltlichen Aufwertung des Jahresberichts. Der letzte umfangreiche Relaunch fand 2016 statt; **daktylos** erscheint seither vierfarbig und hat seinen „Magazincharakter“ noch einmal zugespitzt.

In der fünfundzwanzigjährigen Geschichte des Hochschulmagazins hat es einige Ausgaben gegeben, die besonders nachgefragt waren: Beispielsweise das erste Heft 2007 zu Klimaforschung, das vergriffen ist, die über 60 Seiten umfassende 2014er-Ausgabe zu Forschung sowie das Magazin zu Wissenstransfer im Jahr 2017, das viele Kooperationen der Hochschule in der Metropolregion Rhein-Neckar portraitierte.

STRUKTURELLE UND PERSONELLE KONTINUITÄT

Neben seiner Wandlungsfähigkeit weist das Magazin viele strukturelle und personelle Kontinuitäten auf: Seit 20 Jahren arbeite ich gleichermaßen kreativ wie zuverlässig mit Grafikerin Katja Maibaum-Komma zusammen, und genauso lange ist Renate Neutard für die Anzeigenakquisition erfolgreich tätig. Apropos Anzeigen: Die Techniker Krankenkasse ist mindestens seit dem Jahr 2005 ununterbrochen mit dabei; die Bücherstube an der Tiefburg, Gloria und Gloriette Kinos, der Mattes-Verlag, die Heidelberger Volksbank, die Sparkasse und die BB Bank, die Stadtwerke und Fitness Pfitzenmeier waren bzw. sind treue Anzeigenkunden. Auch die Kooperation mit der Inklusionsdruckerei Texdat-Service gGmbH in Weinheim, die im voranstehenden Artikel portraitiert wird, währt seit 20 Jahren. Im Jahr 2011 ist meine Kollegin Verena Loos zur Redaktion gestoßen und mit ihrem Sachverstand vielfältige Impulse eingebracht hat. Und was wäre das Magazin ohne die helfenden Hände aus der Hochschullogistik? Ohne Rektoratssekretärin Monika Werle, die uns aus so manchem Etikettendruckdesaster und ähnlichen Katastrophen gerettet hat; ohne die Hausmeister, die das tonnenschwere Papierzeug entladen; ohne die Tutoren der Pressestelle, die die schier unzähligen, frisch gedruckten Hefte in stundenlanger Kleinarbeit eintüten und etikettieren; ohne Harald Miltenberger von der Poststelle, der Jahr um Jahr den **daktylos**-Versand stemmt.

Last not least gilt das letzte Wort der konstruktiven Zusammenarbeit der Redaktion mit dem Rektorat der Hochschule – stellvertretend für 25 Jahrgänge sei hier das aktuelle um Prof. Dr. Hans-Werner Huneke genannt –, das stets den notwendigen Freiraum sowohl für die Entwicklung und Umsetzung bildungswissenschaftlich aktueller Inhalte als auch für die kreative Gestaltung gegeben und immer wieder unkonventionelle Ideen unterstützt hat.

RNV Anzeige Anfang August!!

für wagemutige
für tiefenentspannte
für dich



www.swhd.de

Unterstützung
zur Wasser-
aufsicht gesucht

In unseren Bädern wächst mancher über sich hinaus oder entspannt einfach. Damit es dabei sicher bleibt, suchen wir nach Aushilfskräften mit DLRG-Ausbildung für die Wasseraufsicht in unseren Schwimmbädern. Bewerbungen an bewerbung@swhd.de

stadtwerke
heidelberg